



Sebenunddreissigster Jahrgang.

17. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Am Best.

Roman
von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Die nächsten Tage brachten ein unruhiges Leben in das Schloß zu Hagenberg. Mit Windeseile hatte sich die Nachricht vom Tode des Königs durch das ganze Land verbreitet und je nach der Stimmung der Bevölkerung Trauer und Schrecken oder Hoffnung erregt, überall aber außerordentliche Aufregung hervorgerufen; denn jedermann fühlte, daß die Frage über die künftige politische Existenz der deutschen Herzogtümer, welche bisher in einer schwülen Unentschiedenheit sich hingezogen hatte, nun zu einer endlichen Entscheidung unter vielleicht schweren Erschütterungen kommen müßte.

Von allen Seiten kamen die benachbarten Gutsbesitzer nach Hagenberg, um den Rat des Barons einzuholen; sie alle wurden mit der gewohnten großartigen Gastfreundschaft aufgenommen, und so ernst die Lage auch war, so hätte man doch glauben können, daß auf Hagenberg fröhliche Feste gefeiert würden, wenn sich täglich die zahlreichen Gäste in dem großen Speisesaal des Schlosses zur Tafel versammelten.

Der Baron sprach mit jedem einzelnen und hielt auch wohl zuweilen in seinem Zimmer Konferenzen ab, um etwa auseinandergehende Meinungen auszugleichen, denn es kam ja vor allem darauf an, einen gemeinsamen festen Halt unter den Mitgliedern des Adels und des Großgrundbesitzes zu erzielen, um dadurch wieder auf



Pierrette. Gemälde von R. de Madrazo. (S. 401.)

die Ständeverammlung einzuwirken.

Kast allgemein machte sich die Ansicht geltend, daß man diese Gelegenheit benützen müsse, um die den aristokratischen und konservativen Kreisen verhasste Gesamtverfassung, welche alle ständischen Rechte der Herzogtümer nivellierte, unter der neuen Regierung zu nochmaliger Erörterung zu bringen und womöglich ein auf gegenseitigen Verträgen beruhendes Verhältnis zwischen Dänemark und den Herzogtümern herzustellen; denn niemand unter den in Hagenberg zusammenströmenden Gästen dachte in jenen ersten Tagen an die Möglichkeit einer Trennung der Herzogtümer von Dänemark, war ja doch die Erbfolge durch die Großmächte im Jahre 1852 festgestellt und von den damaligen Häuptern der Linien des Gesamthauses anerkannt worden.

Der Baron teilte die Ansichten und Wünsche der Mehrzahl derjenigen, welche kamen, um sich bei ihm Rats zu erhalten. Der stolze deutsche Edelmann hing in fester Loyalität an dem Fürsten, den er nach seiner rechten Überzeugung für den Vertreter seines herzoglichen Hauses hielt, aber er wollte mit diesem Fürsten, wie dies in der Vergangenheit der Fall gewesen war, für seine

Standesgenossen den vollen Anteil für die Herrschaft über die Gesamtmonarchie in Anspruch nehmen, nicht aber sich der dänischen Demokratie unterwerfen, welche unter dem verstorbenen König in einer für die aristokratischen und konservativen Rechte der Herzogtümer so verhängnisvollen Weise die Zügel der Regierung ergriffen hatte. Er sprach diese Ansicht, obgleich mit vorsichtiger Zurückhaltung, aus, trat aber mit fester

Entscheidung der bei einzelnen auftauchenden Neigung entgegen, die Intervention des deutschen Bundes nochmals anzurufen, denn dies erklärte er für eine Verletzung der Pflicht gegen den Landesherrn, dem jeder treue Unterthan schuldig sei, die inneren Angelegenheiten auf gesetzlichem und loyalem Wege zu ordnen, nicht aber der Einmischung des Auslandes, welche ohnehin schon in verhängnisvoller und verwirrender Weise versucht sei, rechtlichen Boden zu schaffen.

Man beschloß, eine Petition an den neuen König und Herzog zu richten und unter der Versicherung unverbrüchlicher Treue eine Revision der dänischen Gesamtverfassung unter Mitberatung der Stände der Herzogtümer zu erbitten.

Es wurde unter dem Vorsitz des Barons ein Komitee zur Abfassung dieser Petition gewählt, welches in Hagenberg blieb, die übrigen sollten in wenigen Tagen sich wieder versammeln, um dann die Petition zu unterzeichnen und weiter in Umlauf zu setzen.

Man hoffte, daß unter dem Druck der schwierigen Lage die Kopenhagener Regierung nachgeben werde, um die voraus drohende Gefahr zu beseitigen, und daß auf diese Weise die innere Einmütigkeit unter Wiederherstellung eines Teils der verlorenen Herzogtümer werde erhalten und gesichert werden können.

Friedrich hielt sich, so viel es ihm nur irgend seine Pflicht als Sohn des Hauses erlaubte, von der Gesellschaft fern, er hörte alle Unterhaltung schweigend an und vermied es gesellig, an den Beratungen im Zimmer seines Vaters teilzunehmen.

Niemand fiel dies auf. Man zweifelte keinen Augenblick, daß der Sohn die Anschauungen des Vaters teile, und fand es natürlich, daß ein so junger Mensch sich bescheiden zurückhalte.

Auch der Baron versuchte es niemals, seinen Sohn zu den Gesprächen oder Beratungen heranzuziehen; er fürchtete irgend ein lebhaftes unbedachtes Wort desselben, hoffte aber, daß Friedrich mit den gefassten Beschlüssen einverstanden sein werde, da ja dieselben eine Vertretung der Verteidigung der Rechte der deutschen Herzogtümer verfolgten.

Von Frau Hansen und Meta war natürlich keine Rede, die unmittelbar dringende politische Frage nahm ja alle Zeit und alle Tätigkeit in Anspruch und der Baron war erfreut, für jene so peinliche und schmerzliche Angelegenheit die nötige Zeit zu gewinnen, um seine volle Ruhe und Klarheit wiederzufinden, um so mehr, als er ja das Versprechen der Gräfin Danner hatte, ihm zu einer freundlichen, seinen Stolz schonenden Lösung behilflich sein zu wollen.

Wieder hatte sich eine große Versammlung auf Hagenberg eingefunden. Die von dem Baron entworfene und vorgetragene Petition war ohne jeden Widerspruch genehmigt und unterzeichnet worden, sie sollte nun gedruckt und von jedem der Anwesenden in allen ihm zugänglichen Kreisen zur Zustimmung verbreitet werden.

Mit dem Gefühl einer gewissen Beruhigung und der Ueberzeugung, daß der beschlossene Schritt alle Schwierigkeiten ebnen werde, ging man zur Tafel.

Die Gesellschaft war heute heiterer als sonst, da jeder mann glaubte, der drückendsten Sorge für die nächste Zeit entledigt zu sein.

Friedrich hatte sich von der Unterzeichnung der Petition zurückgehalten, sein Vater hatte ihn nicht dazu gedrängt, denn er hatte ja eigentlich noch keine Berechtigung zur Teilnahme am öffentlichen Leben; er saß ernst und schweigend am untern Ende der Tafel, kaum auf die Unterhaltung seiner Nachbarn achtend, welche immer heiterer und fröhlicher wurden.

Am Schluß des Dinners wurde dem Baron die Posttasche gebracht. Er bat seine Gäste um die Erlaubnis, einen Blick auf die eingegangenen Sachen werfen zu dürfen, und nachdem er ein großes, schwarz gestlegtes Couvert geöffnet hatte, sagte er mit ernstem, traurigem Ton:

„Das Hofmarschallamt sendet mir die Einladung für mich und meinen Sohn zur Teilnahme an den Beisetzungsfeierlichkeiten unseres heimgegangenen Herrn. Ich werde heute Abend noch nach Kopenhagen gehen, um meinen Platz an dem Sarge des verstorbenen Königs und Herzogs einzunehmen, und bitte meine Gäste deshalb um Entschuldigung, von denen ja wohl viele die gleiche traurige Pflicht zu erfüllen haben werden.“

Während der tiefen, feierlichen Stille, welche auf diese Worte folgte, schlug der Baron die neueste Zeitung auseinander.

Kaum hatte er einen Blick auf dieselbe geworfen, als er erblickend einen schmerzlichen Seufzer ausstieß — das Blatt entfiel seinen zitternden Händen.

Einzelne neugierige Fragen wurden rings um die Tafel laut.

Nach einem kurzen Schweigen sprach der Baron:

„Das Blatt bringt eine trübe Nachricht; Seine Majestät der König hat sich bewegt gefühlt, die Gesamtverfassung für die Monarchie, welche unsere Rechte so schwer verletzt hat, ausdrücklich von neuem anzuerkennen.“

Ein allgemeiner Ruf des Unwillens ging durch die Versammlung.

Der Baron aber sagte nach kurzem Nachdenken:

„Das ist traurig; diese Maßnahme macht die Lage schwieriger, aber es ändert nichts in unserer Pflicht; eigentlich hatte ja auch ohne diese besondere Anerkennung die Gesamtverfassung geltendes Recht, wir haben um so mehr die Pflicht, unsere Stimme zu erheben und eine Revision der Mitwirkung unserer Stände zu erbitten.“

„Aber die Petition wird erfolglos sein, wenn der König schon so fest seine Stellung genommen hat,“ hielt man dem Baron entgegen.

„Wenn ruhige und entschlossene Männer,“ erwiderte dieser, „etwas unternehmen, so dürfen sie es niemals von vornherein für erfolglos halten, und auch rechter und fester Wille sind eine starke Macht und eine Bürgschaft des Erfolges.“

Noch einmal fleg sein Blick über das Zeitungsblatt, ein bitteres Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Es ist um so notwendiger,“ sagte er, „daß wir unbeirrt und furchtlos thun, was unsere Pflicht ist, als man schon versucht, von anderer Seite die Lage noch schwieriger zu gestalten. Der Erbprinz Friedrich von Augustenburg hat eine Proklamation erlassen, in welcher er als Herzog Friedrich VIII. seinen Regierungsantritt erklärt, obgleich doch sein Vater die in dem Londoner Protokoll von den Mächten festgesetzte Erbfolge anerkannt hat.“

Rufe des Unwillens erhoben sich hier und dort, viele der Gäste aber senkten schweigend die Häupter, dann trat eine peinliche Stille ein, jeder schien zu erwarten, was wohl der andere zu dieser neu auftauchenden Frage sagen würde, an die keiner gedacht hatte.

Bleich, mit flammenden Blicken erhob sich Friedrich und rief:

„Der Erbprinz von Augustenburg hat recht, tausendmal recht, ihm gebührt die Nachfolge, er allein ist unser rechtmäßiger Herzog, er hat das erlösende Wort gesprochen, vor dem die trüben Wolken des Zweifels nach allen Seiten hin verschwinden, von dem Augenblick an, da er sein Recht in Anspruch nimmt und seine Fahne erhebt, haben wir alle nichts mehr mit dem Könige in Kopenhagen und mit dessen Regierung zu thun, nichts mehr mit ihm zu verhandeln, nichts von ihm zu erbitten!“

Eine Totenstille trat ein. Hier und dort hörte man zustimmende Worte flüstern.

Der Baron war blaß wie der Tod; ein furchtbarer Zorn loderte in seinen Blicken auf, aber sein Gesicht blieb unbeweglich wie Marmor.

„Mein Sohn,“ sagte er eiskalt, „trägt uns die Resultate seiner Studien auf der Universität Göttingen vor, die liberalen Herren Professoren dort vergessen, daß es sich hier nicht um ihre Theorien handelt, sondern um eine von den sämtlichen europäischen Großmächten festgestellte und anerkannte Erbfolge.“

„Das Fürsten- und Landesrecht,“ erwiderte Friedrich unter tiefer Stille mit einer Festigkeit, die er sonst seinem Vater gegenüber noch niemals zu zeigen gewagt hatte, „das Fürsten- und Landesrecht kann niemals durch eine willkürliche Festsetzung fremder Mächte gebeugt oder gebrochen werden, weder der deutsche Bund noch der Prinz Friedrich von Augustenburg haben jenen willkürlichen Rechtsbruch anerkannt.“

„Nun,“ sagte der Baron schneidend, mit bitterem Hohnlachen, „so wollen wir abwarten, daß der deutsche Bund und der Herzog von Augustenburg den europäischen Großmächten ihre Gesetze geben, die Knaben- und Professorenweisheit wird wohl die Mittel zu diesem etwas ungleichen Kampf zu finden wissen. Ich habe bereits mein Bedauern ausgesprochen,“ fuhr er fort, „daß ich nicht länger die Pflicht des Wirtes gegen meine wertvollen Gäste zu erfüllen im Stande bin, eine höhere Pflicht ruft mich an die Bahre unseres dahingeschiedenen Herrn und an den Fuß des Thrones meines neuen Königs und Herzogs, der des treuen und festen Rates bedarf; ich hoffe viele von Ihnen in Kopenhagen wieder zu sehen, dort können wir am besten für unsere Sache wirken.“

Die Gesellschaft verabschiedete sich von dem Baron, wenige Worte wurden nur noch gewechselt. Mehrere der Herren traten zu Friedrich heran und drückten ihm stumm die Hand.

Bald war der Saal leer.

Der Baron blieb mit Friedrich allein.

„In einer Stunde werden wir nach der Station fahren,“ sagte er kalt, „um den Zug noch zu erreichen. Nach Dich also bereit.“

Er wollte hinausgehen.

Friedrich hielt ihn zurück.

„Nein, mein Vater, nein, es ist unmöglich, ich kann Dich nicht begleiten, Du wirst das begreifen, nachdem ich Dir meine Ueberzeugung ausgesprochen habe, wie es meine Pflicht ist. Du wirst nicht verlangen, daß ich —“

„Ich verlange,“ fiel der Baron ein, „daß der Erbe des Namens Blomstedt an meiner Seite den Platz einnehme, den die Pflicht gegen sein Land und seinen Fürsten ihm anweist. Willst Du Deinem toten Herrn die letzte Ehre verweigern?“

„Das wahrlich nicht, mein Vater,“ erwiderte Friedrich; „ich würde gewiß dem toten König, der mein Herr war, die letzte Huldigung darbringen, aber dann müßte ich dort als der Diener des Königs Christian erscheinen, und das kann ich nicht, denn er ist nicht mein Herr, nachdem der

Herzog Friedrich sein Recht verkündet und damit mein Herzog geworden ist.“

„Du verweigerst es also, mich zu begleiten?“ fragte der Baron schmerzlich, „Du willst in der That ganz Europa zum Trost unserem Herrn die Anerkennung und den Gehorsam verweigern?“

Er hatte fest und befehlend gesprochen, aber doch klang es in seiner Stimme fast wie eine schmerzlich bittende Frage.

„Verzeih mir, mein Vater, verzeih mir,“ sagte Friedrich bewegt, „Du kannst von Deinem Sohn nicht verlangen, daß er seine Ueberzeugung verleugnen soll; die Geschichte wird entscheiden, die Geschichte, welche die Urteile Gottes vollzieht; ich kann mich nicht auf die Seite des Unrechts gegen das Recht stellen, gegen das fürstliche Recht und das Recht des Volkes.“

„In meinem Hause ist kein Platz,“ rief der Baron, „für den Rebellen, der die Pflicht gegen seinen Lebens- und Landesherrn verlegt und in knabenhafter Thorheit sich zu der Felsen eines Prinzen bekennet, welcher es wagt, den Bürgerkrieg in sein Vaterland zu tragen!“

Friedrich richtete sich stolz und drohend auf.

„Der Kampf der Deutschen gegen die Dänen ist kein Bürgerkrieg und es gibt auch außer Deinem Hause, mein Vater, Platz genug in der Welt für mich, um meiner Ueberzeugung treu zu bleiben und sie, wenn es nötig ist, mit meinem Blute zu befestigen.“

„Friedrich,“ sagte der Baron weich, indem er seinem Sohn die Hand entgegenstreckte, „höre die mahnende Stimme Deines Vaters, denke an Deine Ahnen, die alle treu zu ihren Herzogen standen, denke an jenen, der bis zum Ende an der Seite jenes unglücklichen Peter III. aushielt.“

„Ich kann es nicht, mein Vater, ich kann es nicht,“ sagte Friedrich, indem er des Barons Hand küßte, „gerade, weil ich an meine Ahnen denke, weil ich die Ehre unseres Namens in meinem Herzen trage, kann ich mich nicht gegen den stellen, den ich nach meiner Ueberzeugung für meinen Herzog anerkenne.“

„Das sagst Du mir!“ rief der Baron. „Willst Du meinen Entschluß meistern, als ob meines Hauses Ehre in meinen Händen schlecht bewahrt sei?“

„Da sei Gott für, mein Vater,“ sagte Friedrich; „aber in den höchsten Fragen des Lebens muß der Mann seiner eigenen Ueberzeugung folgen und darf auch der teuersten Autorität kein Recht über sein Gewissen einräumen.“

„Gut,“ sagte der Baron streng und fest, „Du weißt, daß dieses Wort uns scheidet.“

„Das hoffe ich nicht, mein Vater, ich —“

„Genug,“ rief der Baron, „ich habe Dir gesagt und ich wiederhole es, daß in meinem Hause kein Platz ist für den Rebellen gegen den Fürsten, den ich als meinen Landesherrn anerkenne; noch bin ich der Herr von Hagenberg, ich bin der Vertreter des Namens und der Ehre meines Hauses!“

Er wendete sich schnell um und ging hinaus.

Friedrich machte eine Bewegung, wie um ihn zurückzuhalten, aber der Haushofmeister trat ein, um die Tafel abzudecken.

Trothiger Entschluß blühte in Friedrichs Augen auf; er preßte die Lippen aufeinander und ging in sein Zimmer. Eine Stunde später fuhr der Wagen des Barons vom Hofe vor.

Der Baron hatte von Agnes nur flüchtig Abschied genommen und auf deren Frage nach Friedrich nicht geantwortet.

Die ganze Nacht brannte Licht in Friedrichs Zimmer. In heftigem innerem Kampf ging er auf und nieder. Endlich als der Morgen anbrach, hatte er seinen Entschluß gefaßt.

Er schrieb einen Brief an Frau Hansen, einen andern an seine Schwester; dann packte er selbst Wäsche und Kleidungsstücke zusammen, überzählte seine Varschaft, welche immerhin eine ziemlich bedeutende Summe ausmachte, und fuhr darauf, von seinem persönlichen Diener begleitet, nach der Bahnstation.

Er sagte dem Diener, daß er eine kleine Reise machen müsse, und befahl ihm, seinen Brief an Agnes zu bringen, während er den andern an Frau Hansen der Post übergab. Dann fuhr er mit dem nach Kiel abgehenden Zuge dem Süden zu, während sein Vater sich schon der dänischen Hauptstadt näherte, um dem König Friedrich VII., der nach dem Beschluß der Weltgeschichte der letzte regierende Herzog von Schleswig und Holstein gewesen sein sollte, die letzte Ehre zu erweisen.

Neunzehntes Kapitel.

Eine lebhafte Bewegung herrschte in Kiel. Trotz des trüben Herbstwetters wimmelten die Straßen von Menschen. Die Zeitungen wurden, sonst etwas ganz Unerhörtes, auf den Straßen verkauft und gelesen, man tauschte seine Hoffnungen und Befürchtungen aus, allgemein war die Zuversicht, daß diesmal die Befreiung der deutschen Herzogtümer vom dänischen Joch zweifellos sei. Der deutsche Bund hatte ja bereits die Exekution beschlossen und ein Verlauf der Dinge wie in den Jahren 1848–50 schien jetzt undenkbar. Damals war ja die ganze Welt aus den Fugen gerückt gewesen und namentlich in Deutschland hatte man überall so vollauf mit den eigenen Angelegenheiten zu

thun gehabt, daß die Zeit und die Kraft fehlten, die schleswig-holsteinische Frage zu lösen. Jetzt aber war das ja anders. Der deutsche Bund stand in voller Kraft da, an der Exekution waren die beiden Großmächte Preußen und Oesterreich beteiligt, diesmal durfte es fremder Einmischung nicht gelingen, die Bewegung, die einmal so weit in Fluß gekommen war, wieder zurückzudrängen und der Gewalt den Sieg über das Recht zu verschaffen. Ueberall zeigte sich deshalb eine freudige Stimmung unter den Volksmassen, Fahnen wehten aus den Fenstern, „Schleswig-Holstein meerrundlungen“ tönte es überall bald von jugendfrischen Stimmen, bald von verstimmten Feierkräften, und bei dem Anblick der festlich bewegten Stadt hätte man glauben können, daß man sich nicht am Vorabend schwerer Kämpfe, sondern mitten in der Feier eines entscheidenden Sieges befände.

Friedrich war in Kiel angekommen; er hatte den schweren Kampf gegen sein kindliches Gefühl und den Schmerz, Meta ohne Abschied verlassen zu müssen, überwunden und sah klar und ruhig der nächsten Zukunft entgegen, welche der Erfüllung der Pflicht gegen sein Vaterland gehörte.

Dieser Pflicht alles unterzuordnen war er entschlossen; er durfte und wollte nicht in müßiger Unthätigkeit abwarten, was des Schicksals Schluß über sein Vaterland verhängen werde. Er wollte seine Kraft und sein Leben thätig einsetzen in dem Ringen für das Recht und sich einen ehrenvollen Platz erkämpfen unter den Söhnen seines Landes; er kannte zu genau den dänischen Troß, als daß er eine Nachgiebigkeit von der Regierung in Kopenhagen erwartet hätte, und um Deutschland zu festem und rücksichtslosem Einschreiten zu bewegen, um die fremden Mächte von jeder Einmischung abzusprechen, schien es ihm vor allem nötig, daß das Volk der deutschen Herzogtümer lautes und freies Zeugnis ablege von seinem Willen und seine eigene Wehrkraft in die Waagschale der Entscheidung über sein Schicksal werfe. Er träumte von einer schleswig-holsteinischen Armee, welche unter dem Hauche der allgemeinen Begeisterung stehen und zunächst den eigenen Boden befreien müsse, die deutschen Mächte zu nachdrücklicher Hilfe zu zwingen, und er zweifelte nicht, daß eine solche Armee in den nächsten Tagen schon sich um die Veteranen von 1848 scharen müsse, denn alles, was die Erhebung des Volkes damals erschwerte und verwirrte, war ja jetzt nicht mehr vorhanden, vor allen Dingen war ein Fürst und eine Fahne da, und keine demokratischen Elemente konnten sich mehr in eine Erhebung mischen, welche die Verteidigung der Rechte des legitimen und angestammten Landesherren zum Zweck hatte; wenn dann das Vaterland befreit war, dann erst durfte er wieder an sich denken; er hoffte, daß nun auch sein Vater das Recht der neuen Ordnung anerkennen und sich mit der Freiheit des deutschen Landes, in der ihm ja ein ehrenvoller Platz gehörte, befreunden werde; jetzt wurde ja alles anders, der finstere, dumpfe Zwang, der bis jetzt auf allen Verhältnissen lastete, mußte ja dann verschwinden, jetzt konnte er auch frei seine Liebe bekennen und um deren Preis ringen, ja, in den Hoffnungs träumen, welche so leicht aus dem Herzen der Jugend emporsteigen, sah er mit der Befreiung des Vaterlandes auch sein eigenes Glück eng verbunden, denn wenn er mutig als einer der ersten eintrat für die Selbständigkeit und Freiheit seines Landes, so konnte ihm ja der Schutz und das Fürwort seines Fürsten, dem nun seine ganze Umgebung gehörte, nicht fehlen.

Von solchen Gedanken bewegt, von solchen Hoffnungen erfüllt, war er in Kiel angekommen und, ohne seinen Namen zu nennen, in einem bescheidenen Hotel abgestiegen, denn er mußte ja seine Varschaft für alle Fälle zusammenhalten, da er eine Unterstützung von seinem Vater nicht erwarten durfte, noch jemals erbeten haben würde.

Er stieg in höchster Spannung auf die Straße herab, denn es drängte ihn, zu erfahren, was Neues geschehen sei, jede Stunde mußte ja wichtige und vielleicht entscheidende Nachrichten bringen.

Ganz in der Nähe fand er vor einem Kaffeehause eine zahlreiche Gesellschaft von jungen Leuten, meist Studenten und jungen Kaufleuten, welche lebhaft die Tagesereignisse besprachen.

Er trat heran und fragte einen der am lauteften Sprechenden, was der Tag Neues gebracht habe, wo der Herzog sei und wann er in seinem Lande erscheinen werde, um die Huldigung entgegenzunehmen und die wehrfähige Jugend zu einem Landesherr zu sammeln.

Der junge Mensch, an den er sich gewendet, sah ihn groß an.

„Der Herzog ist in Gotha,“ antwortete er, „er hat seine Regierung konstituiert, Samwer und Franke sind seine Minister, dem Oberst du Plat ist die Leitung der militärischen Angelegenheiten übertragen. Der Herzog hat eine Anleihe ausgeschrieben, Baden und Bayern erkennen ihn schon an, der bairische Gesandte wird ihn am Bunde vertreten, alles geht vortrefflich.“

Die Frage und die Antwort war von mehreren gehört worden.

Eine tiefe Stille trat ein.

Einige drängten sich heran, um das Gespräch mit dem Fremden, den niemand kannte, zu hören.

„Alles geht vortrefflich,“ fragte Friedrich, indem er verwundert und unmutig den Kopf schüttelte, „wenn unser Herzog fern von hier in der Residenz eines kleinen deutschen Fürstentums eine Regierung einsetzt, wenn der Gesandte eines fremden Fürsten seine Vertretung am Bunde übernimmt? Nein, nein, so geht es nicht gut; hier, wo das Volk jubelnd seinen Namen ruft, wo alle Herzen ihm entgegen schlagen, hier ist sein Platz, hier ist er der Fürst eines treuen, reichen und tapferen Landes, dort ist er ein Präbendent, das heißt ein Schatten ohne Wesen und Kraft; was nützt ihn die Anerkennung dieses oder jenes Fürsten! Wohin die diplomatischen Federzüge uns führen, das lehrt uns die Geschichte von 1850. Der Fürst gehört zu seinem Lande, aus dessen Boden er seine Kraft saugt, wie der Riese Antäos in der griechischen Mythologie; hier muß der Herzog sein, bevor noch die Bundesexekutionsmacht unsere Grenzen überschritten hat, hier muß er stehen, seine Fahne in der Hand, sein bewaffnetes Volk um sich scharend, dann wird ihn niemand mehr von seinem Volke losreißen, Frankreich und England selbst werden nicht wagen, den Willen des Volkes zu beugen, den sie ja selbst in das europäische Recht eingeführt haben, die eigene Kraft und das eigene Schwert baut Throne auf, nicht die Beschlüsse des fremden Bundestages können uns helfen!“

Noch tiefer wurde die Stille ringsum. Der junge Mann, an den Friedrich sich gewendet, ein Student mit einem Band der holsteinischen Farben über der Brust, blickte betroffen vor sich hin.

„Aber, mein Herr,“ sagte er dann, „alles, was Sie da sagen, ist wohl ganz recht und gut, aber wir müssen doch vor allem das Vertrauen zu unserem Herzog haben, daß er am besten weiß und zu beurteilen vermag, was im Augenblick zu thun ist; er kennt die diplomatischen Fäden, ihm müssen wir die Führung überlassen und abwarten, was er beschließen wird.“

„Die diplomatischen Fäden,“ rief Friedrich, „sind gut, um Neze daraus zu knüpfen, aus denen auch die beste Kraft sich schwer wieder loszuringen vermag, und wir haben es empfunden, was solche Neze bedeuten — die Hilfe, die uns von Deutschland kam, hat sich schließlich zu unserer Unterdrückung gewendet und die Fäden der Diplomatie haben uns von neuem eingeschnürt in schmachvolle Knechtschaft; ein Fürst ist nichts außerhalb seines Landes, er vermag alles inmitten seiner zum Kampfe entschlossenen Unterthanen. Ich werde die Macht des deutschen Bundes, wenn sie zu unserer Hilfe kommt, freudig begrüßen, aber damit sie uns wirklich sichere und dauernde Hilfe bringt, muß unsere eigene Macht ihr zur Seite, ihr voranstehen, der Fürst muß Herr in seinem Lande sein, an der Spitze seines eigenen Heeres kann er fremde Hilfe annehmen, wenn er fern bleibt, wird er der Diener der Fremden, die doch das rechte Herz nicht für ihn haben.“

Einzelne junge Leute gingen schweigend davon, andere widersprachen, noch andere stimmten, wenn auch zuerst nur zögernd, bei.

Ein blasser junger Mann, einfach schwarz gekleidet, von feinen Gesichtszügen, mit schlicht herabhängenden blonden Haaren, trat zu Friedrich heran und reichte ihm die Hand. Seine blauen Augen blühten in auffallender Begeisterung.

„Ja,“ rief er laut, „Sie haben recht, Sie haben tausendmal recht; hieher gehört der Herzog, hieher, in die Mitte seines Volkes, das machtlos und wehrlos ist; nur unter der Fahne eures Fürsten habt ihr das Recht, die Waffen zu ergreifen und euch in das Feld zu stellen für sein und unser Recht. Wenn wir nicht zum Kampfe bereit dastehen, wenn wir nicht unsere Stimme und das Klirren der Waffen durch ganz Europa ertönen lassen, so wird man uns wieder in schmachlichem Handel verkaufen und ausliefern an unsere Unterdrücker; ohne unsern Fürsten aber ist alles, was wir thun können, Revolution und wird als solche behandelt werden. Sie haben recht, hieher gehört der Herzog, hieher muß er kommen.“

Lauter wurde die Zustimmung von allen Seiten, alles drängte dichter heran, während abermals einzelne schweigend sich entfernten.

„Ich bin Student der Theologie,“ rief der schwarz gekleidete junge Mann, „ich sollte vielleicht mehr als jeder andere der Macht Gottes trauen, aber Gott will, daß in irdischen wie himmlischen Dingen das Wort Fleisch werde, und das Fleisch des Wortes ist die That, das Wort ohne That ist Schall und Rauch, und unser heiliges Recht soll sich diesmal nicht in tönenden Schall und flüchtigen Rauch auflösen. Sie haben recht, der Herzog muß kommen, damit wir handeln und kämpfen können, denn eine weite Kluft liegt noch trotz all der wehenden Fahnen und tönenden Lieder zwischen uns und dem Siege, eine Kluft, die wir nur durch unsern Mut und unsere Kraft ausfüllen können!“

„Aber wie kann das geschehen,“ fragte man ringsum, „wenn der Herzog, der die Verhältnisse der Politik überschaut, der mit den großen Höfen in Verbindung steht, den Zeitpunkt noch nicht für gekommen hält?“

„Wie es geschehen soll!“ rief der Theologe. „Wir müssen ihn rufen, in großen entscheidenden Augenblicken müssen die Fürsten und Völker miteinander sprechen ohne Zwang und Rückhalt, der Ruf des Volkes ist ein Befehl Gottes; eine Versammlung aus allen Teilen des Landes

muß zusammenberufen werden und von dort aus muß die Stimme des Volkes an den Herzog ertönen, er wird ihr folgen, denn was ist er ohne sein Volk? Mit den Ansprüchen eines Präbendenten wird die Diplomatie leicht fertig, aber den Willen des Volkes, das sich um seinen rechtmäßigen Fürsten schart, werden auch die Großmächte achten; ist doch der Thron des französischen Kaisers nur auf dem Willen des Volkes aufgebaut, hat doch England, unser schlimmster Feind, auch in Italien der Stimme des Volkes ihren Platz im Völkerrecht gegeben.“

„Ja, ja,“ riefen viele, „so soll es sein!“

„Aber wie ist das auszuführen?“ fragte ein anderer.

„Sehr einfach,“ rief der Theologe; „wir alle verteilen uns zunächst hier in der Stadt, jeder sucht seine Bekannten auf, jeder schreibt an sichere Freunde im Lande, um sie für die Sache zu gewinnen und eine große Landesversammlung anzuregen, die den Herzog in sein Land rufen soll; es wird gelingen, das Wort, das heute hier zuerst gesprochen wurde, soll Fleisch werden in zündender Wahrheit.“

„Ja, so soll es sein!“ riefen alle. „Ans Werk, sogleich ans Werk!“

Einzelne zögernde Stimmen verklangen unter der allgemeinen Stimmung.

„Gut, meine Freunde,“ rief der Theologe, „denn wir sind Freunde von dieser Stunde an, der Zufall hat uns hier zusammengebracht, aber jetzt sind wir verbunden zu einem heiligen Werk, von dem wir nicht ablassen wollen, bis es vollendet ist. Mein Name ist Bergen — und Sie?“ fragte er dann, sich zu Friedrich wendend. „Ihnen gebührt der Ehrenplatz in unserem heute geschlossenen Bund.“

Friedrich schweigte einen Augenblick.

Flüchtig errötend, sagte er:

„Mein Name ist Blom; ich bin Landwirt aus Schleswig und hieher gekommen, um zu sehen, was ich für das heilige Recht unseres Vaterlandes thun kann.“

„Hört ihr's, meine Freunde,“ rief Bergen, „er ist aus Schleswig, dem ganz von Dänemark umstrittenen Bröderland, und kommt hieher, um zu handeln und zu kämpfen; er soll unser Führer sein, bei ihm wollen wir heute Abend uns zusammenfinden, nachdem wir den Tag benützt haben zum Beginn unseres Werkes, dort wollen wir unsere Namen aufzeichnen und unsere Thätigkeit verabreden.“

„Ihre Wohnung?“ fragte er Friedrich.

Friedrich nannte seinen Gasthof.

„Auf Wiedersehen also, auf Wiedersehen!“ rief Bergen, „schnell ans Werk!“

Die Gesellschaft zerstreute sich, nachdem alle Friedrich die Hand gedrückt hatten.

Dieser blieb allein und ging nachdenkend und wunderbar bewegt die Straße entlang.

Er war gekommen, um sich einen Platz zu suchen in dem beginnenden Kampf für das Recht seines Landes, und nun sah er sich zugleich in der ersten Stunde seiner Ankunft im Mittelpunkt einer Bewegung, welche seinen Gedanken zur That machen sollte und, wenn sie gelang, mächtig eingreifen mußte in die Entwicklung der nächsten Zukunft. Er war tiefest gestimmt und doch freudig bewegt, so daß er im Augenblick kaum an seinen Zwiespalt mit seinem Vater und an seinen so schmerzlich unterbrochenen Liebestraum dachte; was galt auch alles, das ihn persönlich berührte und bekümmerte, vor der großen Frage seines Landes und seines Volkes, der er seine Kraft und sein Leben zu weihen entschlossen war.

Während er so langsam, gesenkten Hauptes durch die bewegte Menschenmenge dahinschritt, welche die Straßen von Kiel erfüllte, fühlte er sich plötzlich an der Schulter berührt, und als er erschrocken aufblickte, stand ein Herr von etwa vierzig Jahren vor ihm, der ihn erstaunt ansah.

Auch Friedrich schien über die Begegnung verwundert; er erkannte den Baron von Renzenau, einen schleswigholsteinischen Edelmann aus der Nähe von Glücksburg, den er noch vor kurzem in Hagenberg gesehen hatte.

Fast schien er unangenehm durch diese Begegnung berührt.

„Sie hier, Herr Baron?“ fragte er. „Ich hätte kaum geglaubt, daß wir uns so bald und hier wiedersehen sollten.“

„Ich bin nicht weniger erstaunt, mein lieber Blomstedt,“ erwiderte der Baron, „Sie hier zu treffen. Was führt Sie hieher, wenn es nicht indiskret ist, darnach zu fragen?“

Einen Augenblick zögerte Friedrich; dann antwortete er fest, mit nachdrücklicher Betonung:

„Ich bin gekommen, um zu sehen, was ich an meinem geringen Teil und mit meiner schwachen Kraft für das Recht des Landes und unseres Herzogs thun kann.“

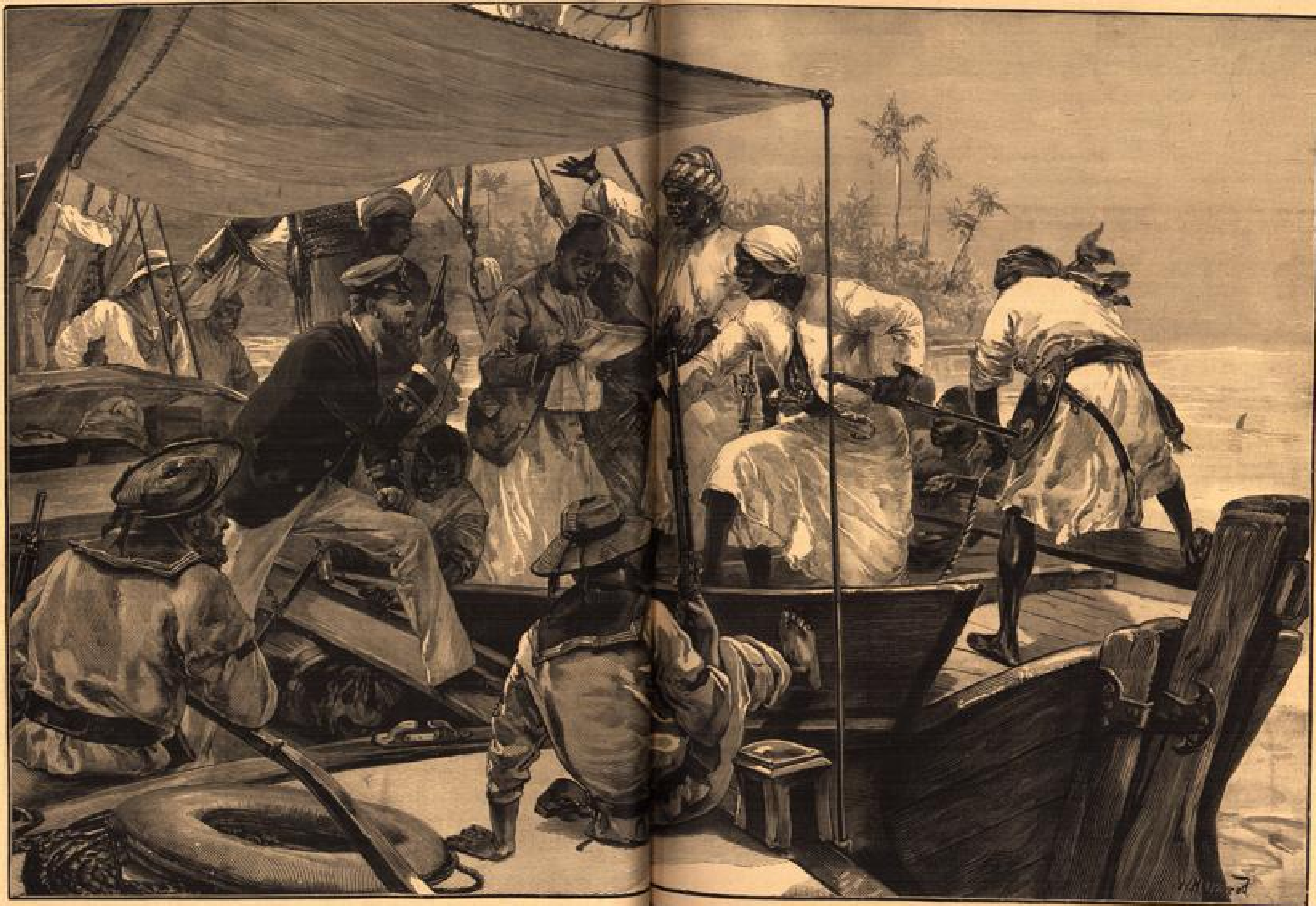
„Sie?“ fragte Herr von Renzenau in höchstem Erstaunen, „und Ihr Vater?“

„Er ist in Kopenhagen,“ erwiderte Friedrich, die Augen niederschlagend, „um dem verstorbenen König die letzte Ehre zu erweisen.“

„Und um dem neuen König zu huldigen?“ fragte Herr von Renzenau mit scharfer Betonung.

„Ein jeder muß in ersten Zeiten nach seiner Ueberzeugung handeln, Herr Baron,“ erwiderte Friedrich; „mir steht es nicht zu, über des Vaters Ueberzeugung zu urteilen, ebensowenig wie ich die meinige irgend einer Autorität unterordne.“

„Mein armer junger Freund,“ sagte Herr von Renzenau



Das Anhalten eines verdächtigen Gastes an der ostafrikanischen Küste. (S. 404.)

mit einer fast mitleidigen Teilnahme, „da werden Sie einen harten Stand haben, doch immerhin freue ich mich, daß Sie hier sind und daß eine gemeinsame Ueberzeugung uns verbindet.“

„Eine gemeinsame Ueberzeugung?“ fragte Friedrich. „So wissen Sie es nicht,“ fiel Herr von Renzenau ein, „daß die Ritterschaft und die Prälaten der Herzogtümer sich vereinigt haben, um sich über die Lage des Landes zu besprechen, und daß wir fast einstimmig das Erbrecht des Herzogs Friedrich anerkannt haben.“

Helle Freude verklärte Friedrichs Gesicht; er drückte die Hand des Barons und erwiderte:

„Sie und die Herren alle, die vor kurzem in Hagenberg versammelt waren und meinem Vater beizustehen schienen?“

„Die meisten sind hier,“ sagte Herr von Renzenau; „wir haben überlegt, des Herzogs Recht scheint unanfechtbar, und unsere Sache ist es, laut das Recht auszusprechen, damit man uns nicht vorwerfen kann, bei der Neugestaltung der Dinge, welche die Zukunft unzweifelhaft bringen wird, unsern Platz ausgegeben zu haben.“

„O, das ist viel wert, unendlich viel wert,“ rief Friedrich, „auch mir persönlich viel wert, denn mein Vater wird sich doch endlich von den Interessen seiner Standesgenossen nicht trennen können. — Und was haben Sie beschlossen,“ fragte er dann, „um das anerkannte Recht zur Geltung zu bringen?“

„Zur Geltung zu bringen?“ fragte Herr von Renzenau ganz erstaunt. „Nun, die Geltung liegt ja in der Anerkennung der berechtigten Vertreter des Landes.“

„Aber die dänische Macht?“ fragte Friedrich; „halten Sie es für denkbar, daß der König Christian, der sich selbst in der Gewalt der dänischen Demokratie befindet, sich dem Rechte beugen möchte? Was haben Sie beschlossen, um der Gewalt zu widerstehen? Müssen wir nicht unserem Herzog ein Heer stellen, ist es nicht des Adels Pflicht, vor allem sich gewappnet um seinen Fürsten zu scharen?“

„Sie schwärmen, junger Freund,“ sagte Herr von Renzenau lächelnd; „wir leben ja nicht mehr im Mittelalter, wo solche verhältnismäßig kleine politische Fragen in irgend einem Winkel der Welt ausgefochten werden, heute liegt die Entscheidung über alle politischen Dinge in den Händen der Großmächte, vor ihrem Tribunal müssen wir unsere Rechte geltend machen und verteidigen, und wir haben ja einen vortrefflichen Anwalt in dem deutschen Bund, der schon die Exekution angekündigt hat und dafür sorgen wird, daß keine Gewalt gegen uns geübt wird.“

„Und damit glauben Sie,“ rief Friedrich, „das Schicksal unseres Volkes entscheiden, unsere Freiheit gewinnen zu können? Haben denn die Italiener, die doch weniger recht hatten als wir, gewartet, bis ein Richterspruch zu ihren Gunsten gefallen war? Nein, Sie haben gehandelt, Sie haben erklämpft, was Sie erstrebten, und was Sie errungen, das hat dann die europäische Diplomatie besiegelt, weil Sie es besiegeln mußte, und ich bitte Sie, Herr Baron, erheben Sie Ihr einflussreiches Wort, sprechen Sie es laut aus, was ich, ein unbedeutender junger Mensch, der nicht einmal seinen Namen zu vertreten das Recht hat, nicht auszusprechen befugt bin, sprechen Sie es laut aus, daß wir alle Söhne des Landes zu den Waffen rufen müssen, wie es vor fünfzehn Jahren geschah, damit wir unserem Herzoge, wenn er in sein angestammtes Land kommt, ein schlagfertiges und kampfbereites Heer zur Verfügung stellen können.“

„Um Gottes willen, mein junger Freund, um Gottes willen,“ sagte Herr von Renzenau, indem er sich schen umblühte, „halten Sie ein, lassen Sie sich nicht fortreißen von romantischen Träumen; was uns vor allem not thut, ist Vorsicht und wieder Vorsicht. Bedenken Sie, daß wir dem deutschen Bund nicht vorgreifen dürfen, vor allem nicht den Regierungen von Oesterreich und Preußen. Die Frage der Erbfolge steht ja noch gar nicht zur Diskussion, wir müssen sie vorbereiten, damit Sie später im Sinne des Rechts entscheiden werde, jede Voreiligkeit würde verderblich sein, vor allem eine Volksversammlung, welche die Mächte nicht als legitime Armee anerkennen.“

„Nicht als legitime Armee,“ rief Friedrich, „wenn der Herzog sie zusammenruft und führt?“

„Der Herzog,“ sagte Herr von Renzenau kopfschüttelnd, „der Prinz Friedrich hat das Recht, Herzog zu werden, wir haben dies Recht anerkannt, wir wünschen, daß er unser Herzog werden möge, aber noch ist er es nicht, nur durch die Anerkennung der Großmächte kann er es werden; würden Sie gegen uns sein, so würde uns unser Heer nichts nützen, und sind Sie für uns, so haben wir es nicht nötig.“

„Und können in behaglicher Ruhe abwarten, wie das Würfelspiel der Diplomatie ausfallen wird,“ sagte Friedrich bitter.

Herr von Renzenau schien die Fortsetzung des Gesprächs, dessen Lebhaftigkeit schon die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregt hatte, vermeiden zu wollen.

„Wollen Sie mich begleiten?“ sagte er; „die meisten von uns essen zusammen, wir werden dann weiter über das alles sprechen können und es wird uns erfreulich sein, auch den Namen Blomstedt unter uns vertreten zu sehen.“

„Ich danke, Herr Baron,“ sagte Friedrich finster und kalt, „ich bin von der Reife ermüdet und bedarf ein wenig Ruhe; auch habe ich kein Recht, meinen Namen politisch

neben meinem Vater oder gar gegen denselben zu vertreten.“ — Er verabschiedete sich kurz und ging schnell davon, während Herr von Renzenau ihm kopfschüttelnd nachsah und dann mitleidig lächelnd seinen Weg fortsetzte.

In trüber Stimmung kehrte Friedrich in seinen Gasthof zurück. Die ermüdete Natur forderte ihr Recht — er schlief einige Stunden. Am Abend kam Bergen mit einer Anzahl seiner Freunde, doch waren nicht alle dabei, welche an der Unterredung am Morgen teilgenommen hatten.

Die wenigen indes hatten bereits thätig gewirkt, sie brachten die Zustimmung zahlreicher Bürger von Kiel zu der in Aussicht genommenen großen Volksversammlung und noch zahlreicher waren die Briefe, die sie in das Land hinausgeschrieben hatten.

Eine Bowle wurde gemacht.

Friedrich fühlte sich unter den jungen Leuten, welche einander schnell näher getreten waren, in seine Studentenzeit zurückversetzt und mit dem elastischen Hoffnungsgeist der Jugend blieb diese kleine Gesellschaft, welche ein so großes Werk in ihre Hände genommen hatte, lange in fröhlicher Geselligkeit beisammen.

(Fortsetzung folgt.)

New-Yorker Mietpaläste.

Von

Max Lorching.

(Alle Rechte vorbehalten.)



New-York scheidet sich in „up-town“ und in „down-town“, in die obere und in die untere Stadt, in jener herrschen die Wohlthäter, in dieser die Geschäftsleute vor. In letzterer wogt, braust und drängt sich während der Tagesstunden ein ungeheurer, betäubender, sinnverwirrender Verkehr, wogegen nach Schluß derselben alles wie ausgestorben erscheint und die Totenstille kontrastiert auf das seltsamste mit dem Getöse von vorher. Die gewaltigen, elf, zwölf, dreizehn Stockwerke hohen Häuser, zu denen Dampfschiffstühle emporführen und in deren zahllosen Büreau es hoeben noch von fleißigen Menschen wimmelte, sind dann geschlossen und leer, höchstens wohnt dort ein Portier, und auch das ist nur selten der Fall.

Wie anders sieht es in „up-town“ aus! In den Avenues oder Kingsstrassen, welche die langgestreckte, schmale Insel durchziehen, gibt es auch in der oberen Stadt zahlreiche Läden aller Art, Restaurants, Trinstuben und so weiter, besonders aber solche Geschäfte, die für die Lebensbedürfnisse der umwohnenden Bevölkerung sorgen. In den fashionablen Querstrassen dagegen sind sie verpönt; kein Schneider, kein Schuster, kein Handwerker darf sich hier niederlassen, jedes Haus beherbergt einzig und allein die Familie des Besitzers oder Wärsers. Vornehm, abweisend, eintönig, langweilig stehen sich die gleich gebauten Braunkiehlhäuser mit ihren Freitreppen gegenüber, an zwei Reihen Soldaten mit prächtigem Gewehr erinnernd. Menschen sieht man hier an den Wochentagen nur wenige, an den Sonntagen gar keine.

Aber auch in diese Quartiere sind die Riesengebäude eingedrungen, sie reden sich hochmütig empor und schauen verächtlich von ihrer Höhe nieder auf die kleinen Nachbarn, neben welchen sie unvermittelt, ohne Uebergang stehen. Dort erdrückt ein solcher Bau ein schmüdes Kirchlein, denn der New-Yorker Architekt kümmert sich wenig darum, ob sein Werk mit der Umgebung harmonisiert, hier ragt, weithin sichtbar, auf sonst noch freiem Terrain ein citadellenartiges Gebierr mit Ecktürmen, Bastionen und Zinnen wie eine Ritterburg des Mittelalters. Anderswo finden wir ganze Gruppen achtschöckiger Häuser von aristokratischem Aussehen, offenbar keine öffentlichen Gebäude, das beweist schon die Eleganz der inneren Einrichtung, soweit dieselbe sich dem Auge des Beschauers darstellt. Oder wir treffen anstatt massiger Dimensionen eine, wie man sich in Deutschland ausdrücken würde, hochherrschastliche Kolonie der reizendsten Villen an, die nach einheitlichem Plan und Geschmack angelegt sind und ein Ganzes bilden. Hier hat sich das, was dort zusammen ist und dadurch imponiert, zergliedert und zerteilt, statt eines einzigen gemeinsamen Hauses haben wir einen Komplex von solchen, nur in kleinerem Maßstab.

Es sind dies die New-Yorker Mietpaläste, eine Errungenschaft der neuesten Zeit. Die ideale Wohnung des Amerikaners ist jenseit, wie die seines überreichen Betters in Großbritannien, das eigene Haus, in welchem er wohnen und schalten kann, ohne durch Mieter oder Hinterhäuser — letztere kennt er gar nicht — eingeschränkt oder beengt zu sein. Da dies jedoch nicht immer möglich ist, namentlich nicht in den größeren Städten, so müssen sich notgedrungen oft mehrere Familien in einem Gebäude vereinigen. Uebersteigt die Zahl derselben drei nicht, so gilt es als „tenement-house“ oder zur Mietkaserne, für die besondere bauliche und gesundheitspolizeiliche Anordnungen und Bestimmungen vorhanden sind. Wer nicht selbst wirtschaften kann oder mag, der zieht in ein „boarding-house“ oder Kosthaus, und solche Familien, die das bequeme Gasthauseben über die mit Arbeit und Sorge verknüpfte Häuslichkeit stellen, schlagen in einem Hotel ihr Bett auf, das sie überdies zur Sommerzeit leicht abbrechen können, wenn sie der Hitze und dem Staub der Straßen entfliehen wollen. Dieser nomadenartigen Geselligkeit wird in Amerika mehr als anderwärts gehuldigt.

Seit etwa anderthalb Jahrzehnten ist indessen, zunächst in New-York und dann auch in Boston, eine andere Sitte und mit ihr eine andere Art der Architektur aufgekomen, die in den oben berührten Bauten ihren Ausdruck findet, die der „apartment-houses“ oder „big flats“, wie eben jene Mietpaläste heißen. Unter „flat“ oder „French flat“ versteht man eine Wohnung, die auf einem und demselben Flur alle Räume vereinigt, welche eine Familie zur Veranlagung haben muß, also außer den Wohn- und Schlafzimmern auch Küche, Waschkraum, Bade-

stube und so weiter. In den deutschen Miethäusern ist man dies allerorten von jeher so gewohnt, in Amerika dagegen nicht, weil dort, wie schon gesagt, die ideale Wohnung das eigene Haus ist, in welchem sich die verschiedenen Räume je nach ihrem Gebrauch auf die einzelnen Stodwerke verteilen. Jene modernen „apartment-houses“ sind nun Leber- und Nebeneinanderstichtungen von „flats“, nur fehlen die Koch- und Waschräume, weil nämlich die Familien hier ihre Küche und Wäsche nicht selbst besorgen. Wir haben somit in diesen Mietpalästen eine Verbindung der Annehmlichkeiten, die das Hotel bietet, mit der Abgeschlossenheit des Privatlebens, eine Einrichtung, der sich nur reiche oder wenigstens wohlhabende Leute bedienen können, das heißt solche, die zum mindesten über eine Jahreseinnahme von 10 000 Dollars (gleich 40 000 Mark) verfügen. Davon zählen die Großstädte Amerikas viel mehr als die Europas; ist doch in New-York ein fünfzehnjähriger Millionär, der also über ein Vermögen von hundert Millionen Mark gebietet, keineswegs eine Persönlichkeit, die durch ihren Reichtum allein zu den hervorragenden gehört. Die Krösche der neuen Welt verschmähen auch die luxuriösen „big flats“, die bauen sich ihre eigenen Paläste und richten sie fürstlich ein. Ein solcher läßt gegenwärtig die dekorative Ausstattung seines Wohnsitzes durch den berühmten englischen Maler Alma Tadema entwerfen, und die Herstellung des von diesem entworfenen bloßen Gebäudes für den Flügel, an dem die ausgezeichnetsten britischen Arbeiter drei Jahre lang zu thun hatten, kostet allein 10 000 Pfund Sterling oder 200 000 Reichsmark!

Der Ursachen und Gründe, die zur Entstehung der „apartment-houses“ geführt haben, sind gar manche. Der Grund und Boden in New-York ist überaus teuer, die Privathäuser müssen deshalb sehr schmal sein und können unmöglich das Behagen und die Bequemlichkeiten gewähren, die jene Paläste für das nämliche Geld bieten. Ferner ist man der großen Sorgen für die Instandhaltung eines ganzen Hauses entbunden und kann sich in einer fashionablen Gegend niederlassen, was andernfalls die Einkünfte des Familienhauptes nicht erlauben würden, denn es könnte das Kapital gar nicht beschaffen, um sich dort nur einen Bauplatz zu kaufen. Und wie schon wohnt sich's in einem Palast, an dem der vornehme Marmor nicht gepart ist, wo die herrlichsten Spiegel die Gestalt des Beschauers widerstrahlen und Schränke aus dem kostbarsten Holz die Toilette und die Wäsche aufnehmen! Denn die Spiegel sind in die Wände eingelassen, ebenso wie die Schränke; man geht in Amerika mit dem Raum und verbannt die deutschen Kleiderstapeln, die aufrecht gestellten Familienjahren gleichen. Rasche Dampfschiffstühle befördern in die oberen Etagen, so daß niemand die Treppen zu steigen braucht, und für das Gefinde befinden sich solche „elevators“ auf der hinteren Seite, so daß man mit ihm gar nicht in Berührung kommt. Licht brennt die ganze Nacht hindurch in allen Gängen, der Bau ist durchaus feuerfest und für die Sicherheit sorgen besonders dazu bestellte Wächter. Es ist so still und geistlos wie in einer Privatwohnung, die Einrichtungen, welche für das bürgerliche Haushalten nötig erscheinen, sind vollständig poliert, und wer eine Gesellschaft geben will, der mag sich eine von zweihundert Personen laden, sie wird mit einem Luxus bewirtet und mit einer Aufmerksamkeit bedient werden, wie ein Fürst sie seinen Gästen nicht zu leisten vermag. Wer mit seiner Familie allein speisen will, der hat seinen Salon dazu, zieht er jedoch einen größeren Kreis vor, so dimmt er in dem allgemeinen Speisesaal. Kurzum, er hat die tausendundeine Annehmlichkeiten und Comforts des amerikanischen Hotels, und das wird bekanntlich von keinem auf der Welt übertroffen. Und will er im Sommer mit den Seinigen aufs Land gehen oder einen Ausflug nach Florida machen oder eine Reise nach Europa unternehmen, so schließt er einfach zu und überreicht die Schlüssel dem Wächter. Kein Dieb plündert ihm seinen Weinkeller, kein Diebstahl bringt ihm bei seiner Rückkehr ellenlange Rechnungen.

Die bekanntesten „apartment-houses“ in New-York, die auch jedem Fremden in die Augen fallen, sind die am Zentralpark gelegenen „Ravaro-Flats“, so benannt nach ihrem Erbauer. Die acht prachtvollen Bauten heißen Madrid, Cordova, Granada, Valencia, Lisbon, Barcelona, Salamanca und Toledo. Jedes der acht Stodwerke der Häuser enthält zwei für sich abgeschlossene Wohnungen, im ganzen sind darin also hundertundachtundzwanzig; die Häuser sind feuerfest, das Gefälle aus Eisen, die Bögen aus Backstein, die Wände aus Zement, die Treppen aus Eisen und Stein. Die Ventilation ist vortrefflich, sämtliche Zimmer gehen entweder auf die Straße oder auf den geräumigen, elektrisch erleuchteten Hof, die Heizung geschieht durch Wasserdampf. Jede Familie hat ihr „drawing-room“, ihren Speisesaal, ihr Bibliothekszimmer und außerdem noch neun kleinere Gemächer, im ganzen etwa 10 000 Quadratfuß Raum. Der Hof ist in Privatgärten abgeteilt, die so groß sind, daß Equipagen in ihnen fahren können. Für die Geschäftswagen der Holz- und Kohlenhändler, der Fleischer, Marktleute, Weinbändler und so weiter ist ein Tunnel da, so daß ihr Rollen nicht stört. Die Ravaro-Flats sind, wie die meisten „apartment-houses“, nach dem „Kooperativ“ oder Sozietätsplan eingerichtet, das heißt ein jeder kauft sich seine Wohnung erb- und eigentümlich für zehn bis fünfzehn tausend Dollars, die ihm nunmehr ganz so gehört wie ein Privathaus. Für Hypothekenzinsen, Steuern, Heizung, Licht, Versicherung, warmes Wasser, Portier und Dienerschaft hat er außerdem noch jährlich 1300—1600 Dollars zu zahlen, so daß, rechnet er die Zinsen des Anlagekapitals dazu, die Jahrespauschale auf etwa 2500 Dollars kommt, doch kann er auch Wohnungen für 6000 haben. Die Kosten der Erbauung und Einrichtung jener acht Flats belaufen sich auf 6 Millionen Dollars. Wie viel Reiche mag es wohl in Berlin geben, die im Stande sind, eine jährliche Miete von 10 000 bis 25 000 Mark zu entrichten?

Die Einbürgerung der sogenannten „French flats“ in New-York hat auch das „bachelor apartment-house“ ins Dasein gerufen, das Haus, welches einzig und allein von Hagestolzen bewohnt wird, die sich dort ihre lieb geordnete Freiheit bewahren und sie ungenirt pflegen. Ein Vorbild dazu gab der kurzärmelige, burgartige, quadratische Bau der „University of the City of New-York“, der auf einem schattigen, luftreichen, springbrunnenreichen, dem Getriebe der Großstadt fast entrückten Platz oder Park steht. Das stattliche marmorne Gebäude war viel zu groß für die Zahl seiner Studenten, und um der

Universitätskaffe auf die Beine zu helfen, schloß man den einen Flügel ganz für sich ab, verband die kleineren Wohnräume dadurch, daß man die Wände mit Türen durchbrach, und teilte die großen Säle durch Zwischenwände. Die so gewonnenen Wohnungen wurden an Hagestolze vermietet und werden es heute noch, lebt es sich doch so unabhängig darin, man wird von niemand beobachtet und bekräftigt, und mit Vorliebe lassen sich dort Journalisten und Literaten nieder.

Diesem Beispiel folgend, haben Kapitalisten in allen fashionablesten Quartieren New-Yorks Häuser errichtet, die ausschließlich für reiche Junggesellen da sind, mit Wohnungen von zwei Zimmern und einer Badestube bis zu sieben Räumen, die Jahresmiete wechselt zwischen 500 und 1500 Dollars. Wie in allen „apartment-houses“, so möbliert sich auch der Hagestolz seine ebenso abgeforderten Gemächer selbst, nach eigenem Geschmack. Die ganze Nacht hindurch ist der Portier verpflichtet, zu öffnen, steigen die Fahrstühle auf und nieder, und der stets wache Hausknecht geleitet den Herrn, wenn es dieser will oder nötig hat, nach seinem Logis. In dem hochgelegenen eingerichteten Bureau im Erdgeschoß sitzt der „superintendent“, der die Post in Empfang nimmt, Beisitzer hört und erledigt, Boten mit Aufträgen ausschickt, sobald der Mieter auf den elektrischen Knopf drückt. Equipagen zur Ausfahrt besorgt und so weiter. Wenn es beliebt, der kann zu Hause speisen; der Speisesalon befindet sich im höchsten Stockwerk und ist so eingerichtet, daß er sich während des Sommers in einen wahrhaftigen blauen- und blumenduftigen Garten unter freiem Himmel verwandelt, in welchem die Herren mit ihren Gästen über die Höhe der Börsenpapiere, die Sieger beim letzten Rennen oder die Königinnen der Damenwelt New-Yorks plaudern. Ein besonders dazu bestellter Hausarzt erkundigt sich nach der Gesundheit der Hagestolze und behandelt sie in Krankheitsfällen. Auch gibt es „bachelor apartment-houses“, in denen man sich auf einen Monat, eine Woche, einen Tag einmieten kann.

Wie schwer wird es da den Amerikanerinnen, einen erfolgreichen Krieg gegen das Colibai zu führen und sich ihre Männer aus einem so paradiesischen Heim zu holen!

In der Kaisergruft der Kapuzinerkirche zu Wien.

(Süd 6. 403.)

Die Kaisergruft in der Kapuzinerkirche zu Wien hat durch die Beisetzung des Kronprinzen Rudolf daselbst neuerdings die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und unsere Leser werden es uns dank wissen, wenn wir sie einen Blick in den düstern Raum werfen lassen. Begonnen wurde der Bau von Ferdinand II. 1622 und vollendet 1632. Es liegen in der Gruft 113 Mitglieder des Hauses Habsburg und bis jetzt elf Kaiser. Ein einziger Sarg in dieser Gruft birgt die Überreste einer Frau, die nicht dem Kaiserhause entstammte, welcher jedoch die Kaiserin Maria Theresia aus Dankbarkeit eine Ruhestätte hier eingeräumt hatte; es war dies die ehemalige Erzieherin der Kaiserin, eine Gräfin Karoline Fuchs, geborene Gräfin Mollard. Ihr Sarg befindet sich am Ende der Gruft. Den prächtigen Sarg Maria Theresias und ihres Gemahls, des Kaisers Franz Stephan, zeigt unser Bild im Vordergrund. Jenem großartigen Bildhauerverk ist zu Füßen steht der einfache Sarg Josephs II. Der düstere Raum macht einen ergreifenden Eindruck; er mahnt, wie kaum etwas anderes in der Welt, an die Vergänglichkeit irdischen Glanzes und weltlicher Macht. Hier ist alles Staub und Asche unter dem Scepter des Todes.

Das Rauen von Betelblättern.

in denen zerstoßene Betelnüsse, Cachou, Kalk und Gewürze eingewickelt sind und die in dieser Form schlichtweg „Betel“ genannt werden, ist, wie die „T. M.“ berichtet, eine Lieblingsgewohnheit des ganzen Volkes der Insel, des männlichen wie des weiblichen Geschlechts, der Mohammedaner und der Hindus. Es ist gesund und nervenstärkend, es macht unsern Atem wohlriechend und es färbt unsere Lippen mit schönem Rot.“ behaupten die Eingeborenen. Den Europäern dagegen pflegt weder der Geruch noch die Farbe angenehm zu sein. Die Inseln sauen zu allen Tageszeiten ihren Betel, wenn sie ihn bekommen können, ja selbst nachts beim Einschlafen. Er bildet den Beschluß der Mahlzeiten und gewährt ihnen bei freundschaftlichen Besuchen eine erwünschte Erquickung. In den Städten kann man 8 bis 10 Betels für 1 Penny in vielen Handlungen kaufen; allein die meisten Familien, namentlich die vornehmen, ziehen die Selbstbereitung vor. Das Betelwickeln ist eine Arbeit, der sich indische Damen gern unterziehen. In wohlhabenden Häusern werden täglich 200 bis 300 Stück hergestellt, an Festtagen pflegt man wohl 5000 anzufertigen. Ein Kranz betelwickelnder Jnderinnen bietet ein hübsches Bild. Die munter plaudernde Gesellschaft sitzt um eine viereckige Tafel gereiht; vor ihr liegen große Haufen von Betelblättern und der dazu gehörenden Dinge. Eifrig regen sich die zierlichen Hände. Die eine der Eingeborenen übernimmt das Waschen der Blätter, die zweite streift sie von den Stielen und schält sie in der Mitte auseinander, während die dritte die zertrennten Blattteile sorgsam auseinanderlegt. Einige vermischen indessen zerstoßene Betelnüsse mit Kalk und Cachou. Dieses letztere ist ein gerbstoffhaltiger Stoff, welcher teils aus den Früchten der Betelpalme, teils aus den Zweigen einer Akazie, teils aus den Blättern der Gambirpflanze durch Auskochen gewonnen ist. Zwei Damen fügen dieser Masse Kardamum und Kefen mit großer Vorsicht zu, denn zu viel oder zu wenig von diesen Bestandteilen kann gar leicht die Färbung zu fade oder zu blass machen. Die am Ende der Tafel sitzenden jungen Mädchen haben die Aufgabe, die Betelblätter in eine Dütenform zu bringen, zu füllen und sorgsam in einen Korb zu packen. — Reicht ein Jnder einem andern einen Betel dar, und dieser schlägt das Geschenk aus, so fühlt sich der Geber auf das größte beleidigt. Ein Austausch von Betel befestigt die Freundschaft und beschwichtigt freundschaftliche Gemüter. Wenn ein Fürst einen Unterthanen ehren will, so läßt er ihm einen Betel reichen.

Pierrette.

(Süd 5. 393.)

Karneval!

Lärmender Jubel und heimliches Scherzen,
Zwischen der Geigen munteres Streichen,
Bunte Gewänder aus fernem Reichen,
Lose Schleifen und lose Herzen —
Karneval!
Funkeles Blicken aus atlasnen Binden,
Schwävertanzchen, lammiges Necken,
In dem Gewühle leichtes Verstecken,
Zwanglos Suchen und zwanglos Finden —
Karneval!
Die ohne Maske, die eine, die kleine,
Die mit dem Hütchen, dem Narrenkleide,
Die mit dem Pelzchen, die in der Seide,
Diese eine — es ist die meine:
Pierrette.

Das Kreuz des Satans.

Erzählung

von

Friedrich Jacobsen.

(Schluß.)

R

avens Gegenwart führte mich aber bald in die eigentümliche Stimmung zurück. Er stand neben mir am Fenster und sagte, meinen Blicken folgend:

„Die Ravens haben fast alle dieses Gemach mit Vorliebe bewohnt, wahrscheinlich der schönen Aussicht halber. Ich meide es deshalb.“

„Deshalb? Aus dem ersten oder zweiten Grunde?“

„Aus dem zweiten. Es ist in der Umgebung ein Punkt, der mich widerwärtig berührt.“

Sein Finger deutete dabei auf die zu unseren Füßen liegende, in länglichem Viereck von den Thälwänden umschlossene leuchtende Ebene.

„Ah, das ist es! Auch ich bemerkte es gestern Abend von der andern Seite des Thals und konnte mich nicht hineinfinden.“

„Hatten wir nicht Mondschein?“ fragte Raven eifrig. „Allerdings; und nun fällt mir auf, daß im Sonnenlicht die Wirkung schwächer ist.“

Raven nickte.

„Die Umrisse treten im Mondschein schärfer hervor, der dunkle Fleck hebt sich plastischer von dem leuchtenden Untergrund. Ich habe diese Formen schon oft studiert und sie niemals ergründen können und das regte mich jedesmal unendlich auf. Zuletzt vermied ich es ganz, dieses Zimmer, sonderlich abends, zu betreten; wezu auf die Rätsel noch Rätsel häufen?“

„Was ist es eigentlich, Hans?“

„Wolf von Ravens Grabstätte,“ erwiderte der Ge-fragte, und fügte sogleich hinzu: „Das Frühstück ist bereit; ich denke, nach demselben machen wir einen Ausflug in die Umgegend, wir haben bis heute Abend neun Uhr noch eine lange Zeit vor uns und wollen sie uns nicht mit unnützen Grübeleien verderben.“

Ich werde an diesen Tag denken, so lange ich lebe. Wir wanderten hinaus in die prächtigen Tannenwälder; nicht nach der Thalseite, sondern durch ein Hinterpförtchen des Schlosses.

Es lagen dort prächtige Jagdgründe, und ich fragte Raven gelegentlich, ob er kein Interesse an der Jagd habe.

„An nichts,“ entgegnete er mit scharfer Betonung, „an nichts als an dem einen; Du weißt es ja.“

Es konnte kein Wort geredet werden ohne Bezug auf dies eine.

Ich war verlobt und erzählte von meiner Braut, von meinen Ausflügen, meinem künftigen Familienleben.

Raven ging traurig an meiner Seite und murmelte endlich:

„So könnte ich es auch haben, aber ich würde eines Tages mein Weib verspielen und meine Kinder.“

Zum Mittagessen kehrten wir heim und nach demselben zog ich mich in die Bibliothek zurück.

Etwa um vier Uhr trat Raven ein und sagte hastig: „Komm, es wird zu mächtig, ich gehe schon seit einer Stunde herum wie ein Morphiumpflichtiger.“

Erstaunt folgte ich ihm in sein Zimmer und sah ein Spiel Karten auf dem Tisch liegen.

Da lehnte sich in mir das Gefühl der Manneswürde auf und ich rief heftig:

„Das ist zu toll, Hans; diese Leidenschaft ist nicht mit Grübeleien zu heilen, sondern nur durch Willenskraft. Ich werde nicht mit Dir spielen!“

Der unglückliche Mann kniete beinahe vor mir nieder; er bebt am ganzen Leibe.

„Du weißt es ja, Frig, welche Hölle in meiner Brust brennt; hab doch Erbarmen mit mir.“ Dann trat er an den Tisch und fuhr mit geheimnisvoller Miene fort: „Ich habe in den langen, schlaflosen Nächten eine Erfindung

gemacht, ein neues Spiel. Man kann es mit drei Farben spielen, ohne Treff. Ich habe es meinen alten Diener gelehrt, Du wirst es in fünf Minuten begreifen.“

Es klingt wie Mummenschanz: vier lange Stunden saß ich mit dem geistig so hochbegabten Manne bei einer sinnlosen Beschäftigung. Ich hätte ihm lieber Opium verschrieben oder Gott weiß was, es handelte sich ja nur darum, die Stunden totzuschlagen, aber jede meiner Andeutungen wies Raven mit wachsender Erregung von sich.

„Ich weiß,“ sagte er einmal, „wie sich die Sache entwickeln muß; zuvor Spiel bis zur Erschöpfung, bis zum Wahnsinn, dann tritt der Rückschlag, der sonnambule Zustand ein. Es wäre entsetzlich, wenn er ausbliebe, denn dann müßte noch Fürchterlicheres kommen; ich will lieber mit bekannten als mit unbekannten Schrecken kämpfen.“

Um halb neun Uhr legte er die verstümmelten Karten aus der Hand; auf seiner Stirn perlten dicke Schweißtropfen, aber er war plötzlich ruhig geworden.

„Nun kommt es bald,“ sagte er, „ich spüre die Anzeichen, wir wollen unsere Vorkehrungen treffen. Wenn ich allein war, schloß ich die Türen ab und warf den Schlüssel aus dem Fenster; das ist jetzt unnötig, denn Du wirst mich überwachen. Auch alle Waffen und sonstigen gefährlichen Gegenstände pflegte ich zu entfernen, jetzt habe ich nichts bei mir als dieses Dolchmesser, und das will ich in Deine Verwahrung geben. Sollte ich Dir dennoch in irgend einer Weise gefährlich werden, — denn ich weiß ja nicht, was ich während meines Zustandes beginne — dann flüchtest Du Dich in die Bibliothek, schließest die Thüre ab und beobachtest mich durch das Schlüsselloch; im schlimmsten Falle darfst Du Gebrauch von Deiner Waffe machen, ich gebe Dir ausdrücklich die Erlaubnis dazu, denn auch unwissentlich will ich nicht Schuld tragen an fremdem Unglück. Und nun werde ich mich auf mein Sofa legen; setze Dich mit der Uhr in der Hand hinter mich, so daß ich Dich nicht sehe; wenn Du willst, kannst Du Dich mit mir unterhalten und Fragen an mich richten, aber sowie der Zeiger auf neun steht, darfst Du nicht mehr reden.“

Nachdem Raven mit ruhiger Stimme diese Anordnungen gegeben hatte, legte er sich, das Gesicht nach oben gerichtet, in die Kissen des Sofas; ich nahm meinen Platz zu seinen Häupten neben der angelegten Thür des Bibliothekszimmers, die Fenster waren dicht verhängt, die brennende Kerze stand auf einem hohen, in der Wand befestigten Schranke.

Der Zeiger meiner Uhr wies genau dreiviertel auf neun. Draußen war es windstill und mondhell; als ich die Vorhänge schloß, sah ich, daß der Sternschnuppenfall des Sankt Laurentiustages begonnen hatte. Nach Verlauf von etwa fünf Minuten fragte ich leise:

„Wie befindest Du Dich, spürst Du eine Veränderung in Deinem Organismus?“

Die Antwort erfolgte deutlich, aber etwas langsamer, als Raven sonst zu reden pflegte:

„Ich sehe einen leichten Nebel durch das Zimmer fliegen; die Wände weichen allmählich immer mehr zurück, es ist, als ob wir uns in einem weiten Saale befänden.“

Nach Ablauf einiger Minuten wiederholte ich meine Frage. Diesmal klang die Stimme Ravens undeutlich und entfernt.

„Ich sehe jetzt fast gar nichts mehr, es ist alles grau. Meine Füße beginnen einzuschlafen, es kriecht allmählich über die Kniee herauf. Frage mich nur noch einmal und dann nicht mehr.“

Es fehlten noch drei Minuten an neun, als ich zum drittenmal meine Frage wiederholte. Niemals werde ich den schauerlichen Eindruck vergessen, welchen die Antwort auf mich ausübte.

Sie klang nicht mehr vom Sofa her, nicht mehr aus dem Zimmer. Wie ein dumpfer Laut aus der Erde, aus einem verschlossenen Sarge kam sie langsam emporgequollen:

„Es — ist — wie — der — Tod. — Schweig!“

Draußen hob die Schloßuhr aus; ich zählte die Schläge. Dann war es totenstill im Zimmer, ich hörte nur meinen Atem, nur das heftige Klopfen meines Herzens — sonst nichts, gar nichts.

Dann bog ich mich leise und langsam über Ravens Gesicht. Und ich hätte auf meine Wissenschaft schwören mögen, daß eine Leiche vor mir auf dem Sofa ausgestreckt lag. Das Gesicht war nicht mehr blaß, sondern erbsahl, die Augen halb offen und glasig, die Lippen blau — nicht so viel Atem, daß er die Fläche eines Spiegels hätte trüben können!

Wie lange ich so gesehen habe, weiß ich nicht; es kann eine Stunde gewesen sein, schwerlich mehr, möglicherweise viel weniger. Da begab sich etwas, wogegen die vorhergehenden Ereignisse etwas Alltägliches genannt werden könnten, etwas so Unheimliches, daß einzelne graue Haare auf meinem Kopfe noch heute Zeugnis davon ablegen.

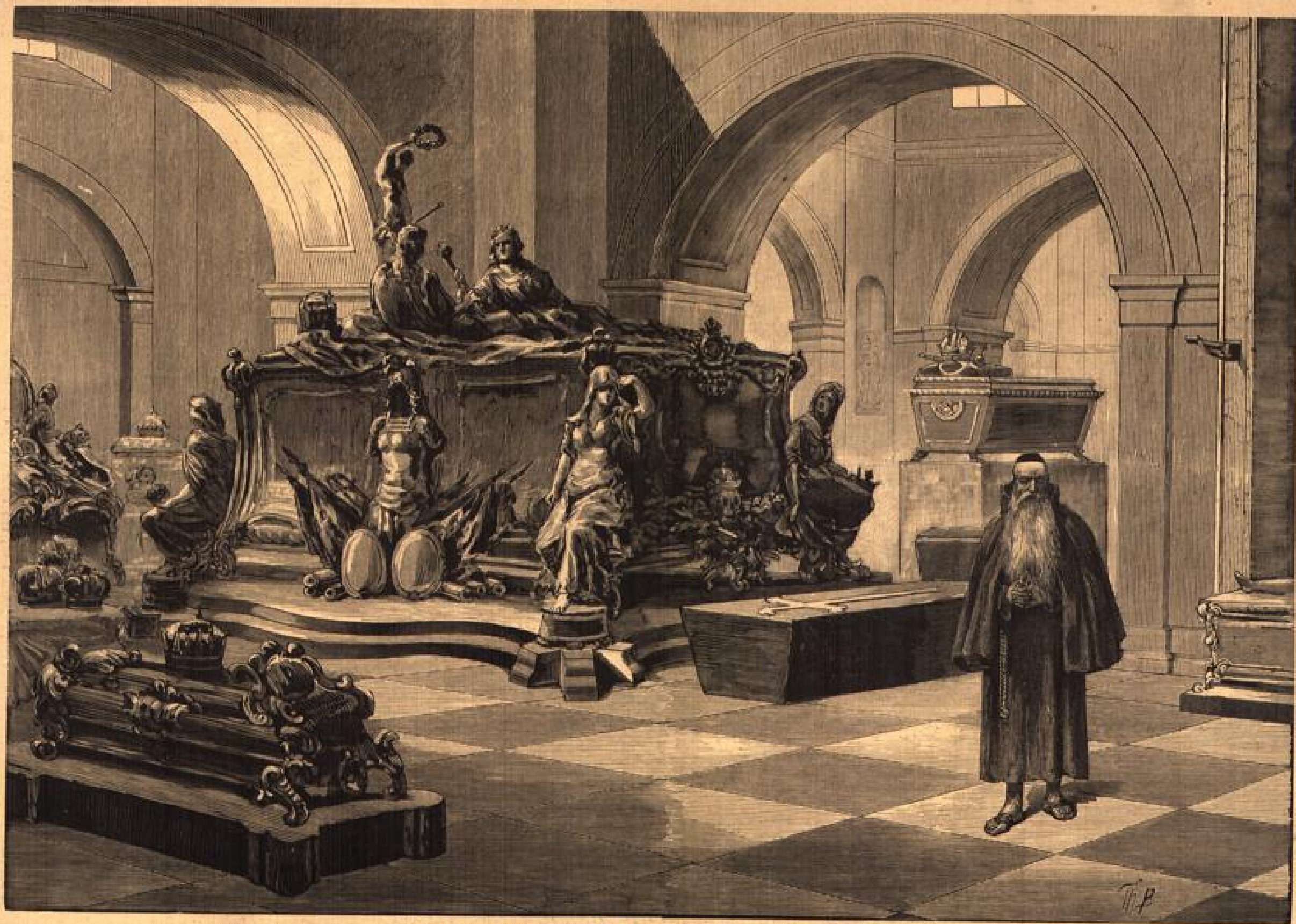
Es war in Ravens Gesicht nicht die leiseste Veränderung vorgegangen, er lag noch immer da wie eine Leiche, ja, ich glaubte nunmehr fest, nicht wie eine Leiche, sondern als eine solche.

Da bewegte sich das Sofa.

Nein, es war nicht das Sofa, es waren die Beine



Junges Volk. Zeichnung von S. T. Dodd.



In der Hallengruft der Kapuzinerkirche zu Wien. Gezeichnet von Th. Bräunler. (S. 401.)

des darauf Liegenden. Sie drehten sich wagrecht zur Seite und ragten einen Augenblick ohne Stütze in die Luft, dann klappten sie in den Kniegelenken nach unten, so daß die Füße auf die Erde zu stehen kamen, und zugleich hob sich auf die gleiche steife mechanische Weise der Oberkörper aus seiner ruhenden Lage.

Es war kein Aufstehen zu nennen, keine Bewegung im menschlichen, körperlichen Sinne, sondern eine ruckweise Veränderung, wie bei einer Gliederpuppe, wenn man an den verbindenden Schnüren zieht. Und nun stand die Leiche steif und kerzengerade im Zimmer; dann vernahm ich ein eigentümliches pfeifendes Geräusch, welches die Mitte zwischen Röcheln und Zischen hielt.

Das Geräusch kam über die blauen, halbgeöffneten Lippen Ravens; es sollte wohl Atem bedeuten, aber, großer Gott, welch ein Atem!

Nun streckte der Körper seine beiden Arme wagrecht nach vornen, spreizte die Finger auseinander und setzte sich langsam in Bewegung.

Der weiche Teppich dämpfte jedes Geräusch, es war ein lautloses Vorwärtsgleiten, zunächst nach der Fensterwand. Als Raven mit ausgestreckten Händen dieselbe berührte, blieb er stehen und kratzte an der Tapete. Dann ging er weiter und zwar geleitet von der ein Vorwärtsschreiten hindernenden Wand, seitwärts, immerfort tastend, als suche er eine Öffnung. Um jedes Möbelstück, welches im Wege stand, kroch er herum, immer wieder der Wand zustrebend.

So gelangte er allmählich an die zur Bibliothek führende Thür. Da dieselbe nur angelehnt war und sich nach innen öffnete, wick sie unter seinen vorwärts drückenden Händen zurück.

Ich hatte meinen Platz verlassen und das auf dem Schranke stehende Licht ergriffen. Daselbe mit der Hand schirmend, trat ich hinter den Wandelnden und beobachtete sein weiteres Gebaren.

Er hatte mit etwas lebhafterer Bewegung die Bibliothek betreten und begann dort aufs neue das Tasten an der Wand, jedoch offenbar nicht mehr zögernd, sondern einem bestimmten Ziele zustrebend. Dieses Ziel war die Thür zu dem von mir bewohnten Gemach, dem letzten der Zimmerflucht.

Einen Augenblick war ich zweifelhaft, dann einer innern Eingebung folgend, eilte ich quer durch den großen Raum und öffnete die Thür.

Hinter mir vernahm ich schon das unheimliche Keuchen und Pfeifen; Raven mußte mir gefolgt sein, er betrat fast zugleich mit mir das Gemach, indem er fortwährend dieselben schrecklichen greifenden Bewegungen ausführte.

Das Zimmer hatte nur diesen einen Ausgang; ich war gefangen und es ward mir immer klarer, daß ich verfolgt wurde.

Das Dolchmesser steckte in meiner Brusttasche; ich konnte, ich durfte es nicht gebrauchen, es wäre ein unverzeihliches Verbrechen gewesen. Da fielen meine Augen auf einen großen altertümlichen Schreibtisch; ich stellte das Licht auf den Boden und schwang mich auf die breite Platte des Möbels, von dort aber auf den massiven Aufsatz.

Dort befand ich mich in ziemlicher Höhe, und da ich bemerkt hatte, daß Raven seine Augen nicht über einen rechten Winkel hob, vielleicht gar nicht heben konnte, so durfte ich mich für verhältnismäßig gesichert halten.

Er stand vor dem Schreibtisch; sein eines Bein hatte die auf der Erde stehende Kerze gestreift und ausgelöscht, das Gemach ward nur von dem hereinfallenden Mondlicht erhellt.

Ich hatte unwillkürlich die Augen auf einen Moment geschlossen; ein leises Zittern meines lustigen Sitzes veranlaßte mich, sie wieder zu öffnen.

Ravens Hände hielten die Platte des Schreibtisches umklammert; sie rüttelten an derselben, erst leise, dann stärker, endlich mit der Kraft der Verzweiflung. Aber die Platte gab nicht nach, das schwere Möbel rührte sich nicht vom Fleck.

Nach Verlauf einiger Minuten hielt der Unglückliche inne; ein tiefer Seufzer, der erste menschliche Laut, flog über seine Lippen. Dann wandte er sich langsam um und verließ das Zimmer; ich hörte ihn durch die Bibliothek zurückgehen, hörte das Sofa knarren und dann herrschte wieder Stille wie in einem Grabe.

Nach einer Weile, als alles ruhig blieb, verließ ich meinen Sitz, zündete die Kerze wieder an und begab mich in das vordere Gemach.

Raven lag auf dem Sofa und schlief — diesmal wirklich. Seine Augen waren geschlossen, das Gesicht zeigte eine matte Färbung, der Atem ging ruhig und regelmäßig. Und es mußte ein tiefer Schlaf sein, denn als ich, immer noch vor Aufregung zitternd, an den Tisch trat, warf ich einen schweren Stuhl um, ohne daß jener erwacht wäre oder sich auch nur geregt hätte.

Es war ohne Zweifel nach der gewaltigen Anspannung eine körperliche und geistige Reaktion eingetreten, die vor-ausichtlich lange Stunden dauern mußte; zudem bot der jetzige Zustand weder dem Arzte noch dem Psychologen Stoff zu interessanten Beobachtungen; ich beschloß daher, Raven vorläufig seinem Schlafe zu überlassen und dem Geschehenen weiter nachzuforschen.

Ich umhüllte den Freund mit einer Decke, überzeugte mich nochmals, daß alle wichtigen Organe seines Körpers regelmäßig arbeiteten und begab mich zurück in mein Zimmer.

Es ging stark auf Mitternacht.

Ich konnte den Vorfall nicht aus dem Kopf bringen, an Schlafen war nicht zu denken und ich suchte nach Erklärungen. Endlich glaubte ich auf einem Wege zu sein, der möglicherweise zum Ziele führen könnte.

Meine irrenärztliche Praxis hatte mir manchmal zum Somnambulismus geneigte Personen zugeführt; öfter hatte ich Gelegenheit, ihre höchst merkwürdigen Fähigkeiten, so das Hellsehen, das Gefühl für die Eigenschaften der Metalle und so weiter zu bewundern, ich wußte und hatte es in den Schriften über diese Dinge in hundert von Beispielen gelesen, wie die Somnambulen in diesem ihrem rein geistigen Zustande dem menschlichen Auge ver-hüllte Dinge erkennen und Geheimes entschleiern.

Was hatte meinen Freund mit solchem Ungeheim und Eifer zu dem Schreibtisch getrieben? War es vielleicht ein unsichtbarer Faden, ein magnetischer Zug, was ihn zu der Konzentrierung seines Denkens und Willens auf dies alte Möbel bestimmte?

Wie ihm, Raven, vorhin, so ging nun mir der Schreibtisch im Kopf herum.

Das Gemach, in welchem sich der unheimliche Schluß des seltsamen Schauspiels entwickelt hatte, lag, wie bereits erwähnt, dem Thale zugewandt und bot in seiner Ausstattung nichts Besonderliches dar.

Es müßte denn jener Schreibtisch gewesen sein. Wenn auch das Schloß, wie die meisten Adelsitze, altertümliche Möbel in Menge barg, so war doch dieses Stück entschieden das älteste von allen. Sein Außeres verriet die Spuren vielfachen Gebrauchs, zugleich aber die Merkmale langer, vielleicht jahrhundertelanger Ruhe.

Sämtliche Fächer waren verschlossen, ein Schlüssel fehlte. Ich pochte mit dem Finger an verschiedenen Stellen auf jene Weise, wie der auskultierende Arzt zu klopfen pflegt; überall hörte ich den dumpfen Klang, welcher leere Räume verrät.

Auf diesem Wege war vorläufig nichts festzustellen und dennoch zog es mich immer wieder nach dem geheimnis-vollen Möbel, als sei die treibende Macht, welche den Kranken beherrschte, in mich übergegangen.

Ja, das war es.

Raven hatte mich zwar offenbar verfolgt, allein sein Mitteln an dem Schreibtisch galt nicht meiner Person, die Idee der Verfolgung schien vielmehr durch eine neue, von jener unabhängig, verdrängt zu sein.

Und nun fiel mir auch alles ein, was mein Freund über seinen Zustand berichtet hatte. Als derselbe zum erstenmal eingetreten war, hatte der Traumwandelnde einen Schreibtisch beiseite gerückt, im folgenden Jahre einen Schrank und so fort, jedesmal ein Möbel.

Die Wahndee war also entschieden auf ein solches gerichtet, und zwar gerade auf einen Schreibtisch, denn nur wenn sich ein solcher nicht im Zimmer befand, hatte etwas anderes die Stelle vertreten müssen. Ferner hatte Raven stets einen unbestimmten Gegenstand in weiter Ferne erblickt und sich unwiderstehlich zu demselben hingezogen gefühlt; wahrscheinlich war dieser Gegenstand ein Schreibtisch.

Die „weite Ferne“ gab mir mehr zu denken. Raven war niemals während des somnambulen Zustandes im Schlosse seiner Väter gewesen, er hatte sich stets weit entfernt von demselben aufgehalten.

Es erschien jedenfalls nicht undenkbar, daß diese körperliche Entfernung auch in jenem rein geistlichen Zustande des somnambulen Schlafes eine Rolle spielte, es war möglich, daß der regelmäßig in unbestimmten Umrissen und in großer Entfernung geschaute Gegenstand um deswillen entfernt schien, weil er es wirklich von dem jetzigen Aufenthaltsorte des Schauenden war.

Und an dieser Voraussetzung spann sich mein Gedanken-faden weiter.

Angenommen, daß der rätselhafte Gegenstand ein wirklich vorhandener Schreibtisch war, dann konnte es nur derjenige sein, welchen Raven auf Schloß Kleefeld in meinem Zimmer aufgesucht hatte; denn die Energie dieses Auffuchens war unverkennbar.

Die Verfolgung meiner eigenen Person war erst eingetreten, als wir uns beide in dem Bibliothekzimmer befanden und ich mit dem Lichte in der Hand quer durch dasselbe schritt; die Bibliothek hatte Raven daher aus einem andern Grunde betreten.

In Ravens Zimmer befand sich ebenfalls ein Schreibtisch; suchte er also in seinem somnambulen Zustande einen solchen schlechthin, dann brauchte er diesen Raum überhaupt nicht zu verlassen; er hatte den Schreibtisch aber — ich entann mich jetzt genau dieses Umstandes — gar keiner Beachtung gewürdigt, er hatte, an den Wänden entlang tastend, die Thür des Bibliothekzimmers zu erreichen gestrebt.

Ich sagte mir selbst, daß dies alles nur Hypothese, vielleicht nur ein Gaukelspiel meiner eigenen erregten Phantasie sei, und dennoch gingen hier seltsame Dinge vor, deren Ergründung ebensoviel Scharfsinn als Vorsicht heischte. — Vorsicht vor allen Dingen.

Wenn ich dem Freunde das Ergebnis meines Gräbelns ohne Umschweife mitteilte, dann machte ich ihn durch Hinweis auf einen bestimmten Gegenstand stuhlig, befangen, voreingenommen; er selbst mußte durch Erzählung dessen, was ihm vorgeschwebt hatte, meine Annahmen bestätigen oder widerlegen, je nachdem konnte ich dann meine Maßregeln ergreifen.

So stand ich lange Zeit vor dem alten, mir immer rätselhafter erscheinenden Möbel und vertiefte mich in die verschlungenen Irrgänge der menschlichen Seele, bis endlich vom Schloßthurm langsam und feierlich die zwölfte Stunde zu schlagen begann.

In solchen Augenblicken wenden wir gerne, wenn auch der Aberglaube unserem Geiste fremd ist, den Blick von der einsamen, dunklen und engen Umgebung; die leblosen Gegenstände stehen wohl ebenso stumm und regungslos da wie zu anderen Stunden, aber der Schatten, den sie werfen, erscheint beweglich und formt sich zu Gestalten, vor denen uns graust.

Ich öffnete das Fenster und neigte mich hinaus in die köstliche Nachtlust. Die goldenen Thränen des heiligen Laurentius waren am Himmel versiegt, nur der Mond warf seine klaren, kalten Strahlen in das Thal. Da lag die weiße, im länglichen Viereck gefornete Ebene vor meinen Augen, scharf begrenzt von dunklen Bergen, und wo sich die Diagonalen kreuzten, ragte das seltsam gestaltete Gebüsch empor.

Habt ihr jemals die Bezirkbilder gesehen, auf welchen durch eine leere, sonderbar gefornete Fläche irgend ein Bild hervorgezaubert wird? Wir können sie stundenlang betrachten, ohne das Rätsel zu lösen, haben wir aber einmal die negativen Linien entdeckt, dann steht das Bild klar und unverrückt vor uns und wir vermögen nicht zu begreifen, daß uns die Lösung nicht früher gelang.

Vielleicht ist die Geisterstunde geeignet, unsere groben Sinne zu verfeinern und in einen gelinden Grad jener Clairvoyance zu versetzen, welcher gewissen Mitternachts-naturen in oft unerklärlichem Maße eigen ist; jedenfalls hatte ich urplötzlich und ohne jede Anstrengung das Rätsel gelöst.

Das Gebüsch in der Mitte der weißen Fläche, aus dunklen Trauerweiden und Blutbuchen bestehend, strahlte kreuzförmig nach vier Richtungen aus; jede Ausstrahlung ward nach dem Ende zu etwas breiter und rundete sich schließlich ab, so daß das Ganze die Gestalt eines vier-blätterigen Kleeblatts gewann. Vielleicht etwas schlanker als dieses. Dann umfaßte ich nochmals dieses dunkle Kreuz und seine helle Umgebung mit einem Blick — es war ein riesiges Kartenblatt, ein — Treff-Ah! Tausende hatten vielleicht dieses Bild mit dem Gefühl betrachtet, daß hier etwas Seltsames, etwas Unerklärliches vorhanden sei; mir allein war es vergönnt, die Lösung zu finden oder, besser gesagt, vor ein neues Rätsel gestellt zu werden.

Ich möchte nicht behaupten, daß in jener Nacht mein Schlaf besonders ruhig und erquickend gewesen sei; aber vielleicht war es gut. Die überreizten Sinne sind in höherem Grade fähig, Geheimnisse zu ergründen, als der durch körperliche Ruhe wohl gestärkte, dennoch aber abgestumpfte Geist, und hiedurch mögen spätere Entdeckungen erklärt werden, welche außerdem vielleicht noch heute in ein tiefes und unbehagliches Dunkel gehüllt wären. Ob freilich diese Entdeckungen einem Menschenleben zum Segen gewesen sind, das wage ich nicht gleichmaßen zu behaupten.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als ich mich erhob und durch die Bibliothek in Ravens Zimmer begab. Er schlief noch, und zwar wie ein gesunder Mensch, der sich am Tage zuvor durch irgend welche Anstrengungen außergewöhnlich ermüdet hat; es lag sogar auf seinen sonst so blassen Wangen ein Schimmer von Röte.

Als ich ihn aber anhaltend betrachtete, schlug er die Augen auf und sagte in jenem Uebergang vom Schlafen zum Wachen:

„Armer Kerl, Du wirst müde sein, es geht sicherlich auf Mitternacht.“

Statt aller Antwort schlug ich die dichten Vorhänge des Fensters zurück und der erste Sonnenstrahl brach herein. Da stand er plötzlich auf den Füßen, atmete tief auf und murmelte:

„Tag? Wirklich Tag? Und ich habe geschlafen?“

Dann setzte er sich wieder und versank in tiefes Brüten; sein Körper, seine Sinne schienen mir wie umnebelt, gebunden, nicht die freien, willensbewußten Bewegungen, nicht der klare Blick eines wirklich Wachenden. Raven befand sich im Zustande des Halbschlafs, der manchmal vor dem vollen Erwachen aus dem somnambulen Zustand als ein Uebergangszustand eintritt.

Ich wartete geduldig auf seine Anebe; mein Plan stand fest.

„Das ist seltsam,“ fuhr er endlich wie schlaftrunken, mit schwerer Zunge sprechend, fort, „so war es noch niemals. Etwa zwei Stunden dauerte gewöhnlich der Zustand, dann kam ich wieder zu mir. Ein Erwachen konnte ich es ja nicht nennen, aber jetzt bin ich wirklich aufgewacht, ich habe also geschlafen. Wie lange?“

„Seit elf Uhr, Hans.“

„Also richtig nur zwei Stunden war ich brüten, denn um neun Uhr fing es an.“

„Wo drüben, Hans?“
„Du weißt es ja,“ entgegnete er ungeduldig, „ich kann es doch nicht näher bezeichnen.“
„Wirklich nicht? Bestimme Dich.“

Er sann nach und das seine Not wich aus seinem Gesicht.

„Doch, nun kommt mir die Erinnerung allmählich zurück. Der Anfang war wie gewöhnlich, Du hast mich ja nach meinen Empfindungen gefragt und ich habe sie getreulich berichtet, denn bis zum letzten Augenblick klammerte ich mich an den Gedanken, daß ein Arzt, ein Freund in meiner Nähe sei. Dann kam der hellsehende Zustand und mit ihm traten Abweichungen gegen früher ein. Ich sah wieder jenen unbestimmten Gegenstand; er war unendlich wie stets, was ich ja auf meine kräftige Konstitution schiebe, aber, Fritz — er war nicht wie früher in der Ferne, sondern nahe — ganz nahe. Wenn auch, wie immer, zwischen diesem Gegenstand und mir ein Hindernis, nennen wir es eine durchsichtige Wand, lag, so hatte ich dennoch das bestimmte Gefühl, als könnte, als müßte ich ihn erreichen. Und die Wand wich wirklich auseinander, freilich nur um einer zweiten Plaz zu machen. Auch diese öffnete sich mir; anders als die erste, ich kann es nicht näher beschreiben. Dann — o Fritz, es war fürchterlich — dann sah ich mitten in dem grauen mich umgebenden Schleier einen hellen, beweglichen Schein und in diesem Schein stand, nein, ging eine Gestalt. Sie befand sich gerade zwischen mir und dem von mir erstrebten Gegenstand, als wolle sie mich von demselben abhalten. Da überkam mich ein fürchterlicher Grimm; ich suchte die Gestalt zu greifen, ich wollte sie erwürgen, ich hätte sie erwürgt, denn ich fühlte übermenschliche Kräfte in meinen Fäusten.“

Raven schwieg einen Augenblick und mir rann ein Schauer über den Leib; wie nahe hatte ich vielleicht vor einem gräßlichen Kampfe gestanden!

„Da,“ so berichtete Raven weiter, „erlosch plötzlich der helle Schein, die Gestalt verschwand nach oben hin und ich stand nun wirklich vor dem heißersehnten Ziele.“

„Was war es, Hans?“ fragte ich atemlos.

Er legte die Hand über die Stirn.

„Ja, was war es? Wenn mir nur jemand darauf helfen könnte! Aber Du, Fritz, Du mußt es ja wissen, was habe ich denn während der Zeit vorgenommen?“

Es lag noch nicht in meinem Plane, die Wahrheit zu enthüllen, ich griff daher zu einer Notlüge und entgegnete:

„Nichts Bedeutsames, Hans. Du bist allerdings aufgestanden und durchs Zimmer gegangen, wie ein Nachwandler zu thun pflegt; dann hast Du Dich wieder hingelegt und geschlafen; ich that bald daselbe, nachdem ich Dich zugebedt hatte.“

Hans von Raven blickte enttäuscht vor sich nieder.

„Also keine Enthüllung, kein Licht!“

Er war allmählich aus dem Halbschlaf vollständig erwacht und wir begaben uns bald hernach zum Frühstück; dann fand ich einen Vorwand, um Raven in mein Zimmer zu führen.

Ich lehnte mich absichtlich an den alten Schreibtisch und plauderte über allerlei gleichgiltige Dinge; endlich brachte ich das Gespräch auf meine Braut, zog ein Medaillon, welches ihr Bild enthielt, aus der Tasche und rief Raven an meine Seite, um es zu betrachten.

Er kam und lehnte in nachlässiger Stellung neben mir; seine gekreuzten Arme berührten den Aufsatz des Schreibtisches, aber er blieb vollkommen ruhig, es bestand offenbar augenblicklich keine Beziehung zwischen dem Menschen und dem leblosen Dinge. Dennoch gab ich meine Versuche nicht auf und der Freund kam mir selbst unbewußt entgegen. Das Bild meiner Braut betrachtend, sagte er:

„Du wirst Dich von hier fortsetzen, ich kann Dir ja auch nichts bieten. Dennoch möchte ich Dich bitten, wenigstens einige Tage zu verweilen, es ist so entsetzlich einsam zwischen diesen Mauern. Meine Bibliothek steht zu Deiner Verfügung, und Du wirst bemerkt haben, daß sie nicht ganz unbedeutend ist.“

„Allerdings,“ bestätigte ich. „Einige Werke haben wegen ihrer Seltenheit meine Aufmerksamkeit erregt und ich möchte mir aus denselben Auszüge machen. Schon aus diesem Grunde nehme ich Deine Einladung an. Und dieser Raum scheint mir zur stillen Arbeit wie geschaffen, sogar ein Schreibtisch, wie Gelehrte ihn lieben, ist vorhanden.“

„Ah, Du meinst dieses alte Gerümpel,“ entgegnete er leichtsin, „nun, der Geschmack ist verschieden.“

„Aber,“ fuhr ich arglistig fort, „das Licht fällt ungünstig; wir wollen ihn näher ans Fenster rücken.“

„Wie Du willst!“

Raven sagte bereitwillig mit beiden Händen die Platte des Schreibtisches und rüttelte prüfend daran, um zu versuchen, ob das Möbel sich leicht fortzücken lasse.

Ich streifte mit einem forschenden Blick sein Gesicht und atmete dann tief auf.

Raven hatte genau dieselbe Stellung inne, wie am verflorenen Abend; er vollführte genau dieselbe Bewegung und nun nahmen seine Züge einen starren, gespannten Ausdruck an, ähnlich demjenigen einer Person, die fernem Lauten lauscht. Das wahrte mehrere Augenblicke, dann fragte ich:

„Ist Dir etwas, Hans?“

Er schüttelte verwundert den Kopf, sah mich einen Augenblick zweifelnd an und sagte dann:

„Wie sonderbar, Fritz! In demselben Augenblick, als ich den Schreibtisch anfing, siehst Du, so anfing, und an demselben rüttelte, kam mir die Erinnerung an einen Moment meines Lebens, der genau ebenso gewesen sein muß. Und ich weiß doch bestimmt, daß ich nie ein Gleiches in diesen Räumen gethan habe.“

„Das ereignet sich häufig,“ entgegnete ich unbefangen.

„Man erklärt es auf etwas mystische Weise. Eine Reihe von Vorstellungen, welche durch einen äußern Einfluß zum Abschluß gelangt ist, bleibt in unserem Gehirn ruhen, ähnlich einem aufgewickelten Papierstreifen, welcher mit telegraphischen Zeichen besetzt ist. Jahre vergehen, wir vergessen jene Reihe von Vorstellungen, wir glauben sie nie gehabt zu haben. Da tritt ein gleicher Einfluß auf, wie jener war, der die Gedankenreihe zum Ruhen brachte, und nun widelt sich der Streif wieder ab, wir durchleben noch einmal die alten Vorstellungen und können uns derselben dennoch nicht entsinnen, sie sind uns neu.“

Raven hatte mir ungeduldig zugehört und unterbrach mich jetzt ungewöhnlich heftig.

„Das mag alles sehr klug ausgegründelt sein, aber Du hast mich nicht bis zu Ende gehört. Als mir nämlich diese sonderbare Erinnerung kam, da verspürte ich zugleich den Beginn jenes somnambulen Zustandes, welchen ich sonst nur einmal im Jahre zu haben pflegte. Erst als Du mich fragtest und ich den Schreibtisch fahren ließ, kam ich wieder zu mir. Kannst Du das auch mit Deiner wunderlichen Gedankenreihe erklären?“

„Nein,“ entgegnete ich bestimmt; „aber, Hans — was ist es mit diesem Schreibtisch, was enthält er?“

Raven setzte sich auf einen Stuhl und betrachtete mich misstrauisch. Dann erwiderte er:

„Nichts, Fritz, gar nichts. Der Schreibtisch ist ganz leer, er ist immer leer gewesen und er hat auch immer auf diesem Plaz gestanden. Früher, in alten Zeiten soll er Familienpapiere enthalten haben, aber die sind längst herausgenommen und in das Archiv geschafft.“

„Weißt Du gewiß, daß er ganz leer ist?“

„Natürlich, ich würde es sonst nicht so bestimmt behaupten. Aber wenn Dir daran liegt, will ich Dich überzeugen, der Schlüssel muß noch vorhanden sein.“

Raven entfernte sich und ich benützte seine Abwesenheit, um den Schreibtisch noch einmal genau zu untersuchen.

Ich strengte alle meine Kräfte an, um ihn auf die Kante zu heben, und es gelang mir leichter, als man vermuten dürfte; er war offenbar leer.

Doch halt, was war das?

Während ich ihn in die schräge Stellung hob, rutschte und klapperte etwas in seinem Innern; es war ein Gegenstand, der von vorne nach hinten glitt.

„Ist Dir etwas, Hans?“

Er schüttelte verwundert den Kopf, sah mich einen Augenblick zweifelnd an und sagte dann:

„Wie sonderbar, Fritz! In demselben Augenblick, als ich den Schreibtisch anfing, siehst Du, so anfing, und an demselben rüttelte, kam mir die Erinnerung an einen Moment meines Lebens, der genau ebenso gewesen sein muß. Und ich weiß doch bestimmt, daß ich nie ein Gleiches in diesen Räumen gethan habe.“

„Das ereignet sich häufig,“ entgegnete ich unbefangen.

„Man erklärt es auf etwas mystische Weise. Eine Reihe von Vorstellungen, welche durch einen äußern Einfluß zum Abschluß gelangt ist, bleibt in unserem Gehirn ruhen, ähnlich einem aufgewickelten Papierstreifen, welcher mit telegraphischen Zeichen besetzt ist. Jahre vergehen, wir vergessen jene Reihe von Vorstellungen, wir glauben sie nie gehabt zu haben. Da tritt ein gleicher Einfluß auf, wie jener war, der die Gedankenreihe zum Ruhen brachte, und nun widelt sich der Streif wieder ab, wir durchleben noch einmal die alten Vorstellungen und können uns derselben dennoch nicht entsinnen, sie sind uns neu.“

Raven hatte mir ungeduldig zugehört und unterbrach mich jetzt ungewöhnlich heftig.

„Das mag alles sehr klug ausgegründelt sein, aber Du hast mich nicht bis zu Ende gehört. Als mir nämlich diese sonderbare Erinnerung kam, da verspürte ich zugleich den Beginn jenes somnambulen Zustandes, welchen ich sonst nur einmal im Jahre zu haben pflegte. Erst als Du mich fragtest und ich den Schreibtisch fahren ließ, kam ich wieder zu mir. Kannst Du das auch mit Deiner wunderlichen Gedankenreihe erklären?“

„Nein,“ entgegnete ich bestimmt; „aber, Hans — was ist es mit diesem Schreibtisch, was enthält er?“

Raven setzte sich auf einen Stuhl und betrachtete mich misstrauisch. Dann erwiderte er:

„Nichts, Fritz, gar nichts. Der Schreibtisch ist ganz leer, er ist immer leer gewesen und er hat auch immer auf diesem Plaz gestanden. Früher, in alten Zeiten soll er Familienpapiere enthalten haben, aber die sind längst herausgenommen und in das Archiv geschafft.“

„Weißt Du gewiß, daß er ganz leer ist?“

„Natürlich, ich würde es sonst nicht so bestimmt behaupten. Aber wenn Dir daran liegt, will ich Dich überzeugen, der Schlüssel muß noch vorhanden sein.“

Raven entfernte sich und ich benützte seine Abwesenheit, um den Schreibtisch noch einmal genau zu untersuchen.

Ich strengte alle meine Kräfte an, um ihn auf die Kante zu heben, und es gelang mir leichter, als man vermuten dürfte; er war offenbar leer.

Doch halt, was war das?

Während ich ihn in die schräge Stellung hob, rutschte und klapperte etwas in seinem Innern; es war ein Gegenstand, der von vorne nach hinten glitt.

Raven kehrte mit einem kunstvoll geformten Schlüssel zurück und sagte:

„Der hängt auch sicherlich seit fünfzig Jahren an derselben Stelle, ich habe ihn unter Spinnweben hervorgefunden. Da, schließ Du auf, ich mag das alte Gerümpel nicht mehr anfassen, es ist mir unheimlich geworden.“

Ich that, wie mir geheißen.

Ein Ruch nach dem andern sprang auf, sie waren alle leer — alle!

„Es muß ein Geheimfach vorhanden sein,“ sagte ich bestimmt, „es steckt etwas in dem Schreibtisch.“

„Der Teufel mag darin stecken!“ rief Raven aufgeregt. Der Mann schien wie besessen und lief fortwährend im Zimmer auf und ab.

Ich mußte an ein Kinderspiel denken. Da wird ein Gegenstand versteckt und wenn der Suchende in die Nähe desselben kommt, wird „heiß“ und „immer heißer“ gerufen. Aber dies war kein Kinderspiel. Es ist nicht so schwer, ein Geheimfach zu finden, als man denken sollte. Dasselbe umschließt einen hohlen Raum und dieser hohle Raum verursacht beim Klopfen einen dumpfen Ton. So klopfte ich geduldig überall, während Raven immer aufgeregter wurde, und endlich hatte ich den dumpfen Ton gefunden. Meine zitternden Finger glitten über einen verborgenen Knopf — das Geheimfach sprang auf.

Zum erstenmal vielleicht seit mehr als hundert Jahren fiel ein Strahl der Sonne in den kleinen dunklen Raum und in dem stimmernenden Schein lag ein Gegenstand, so einfach und unbedeutend, daß Raven, welcher neben mich getreten war, über mein erstauntes und enttäuschtes Gesicht lächelte.

Er konnte es, der Bann schien von ihm genommen zu sein.

Dieser Gegenstand war ein Schlüssel, etwa sechs Zoll lang und mit Rost bedeckt. An dem Schlüssel hing ein schmaler Streif Pergament, welches vollständig vergilbt und verstaubt war.

„Ein kostbarer Fund,“ sagte Raven spöttisch, „der Schlüssel ist nicht einmal mehr zu gebrauchen, der Bart ist abgebrochen.“

„Nein,“ entgegnete ich, „es ist keiner daran gewesen.“

„Unfann, Mann! Ein Schlüssel ohne Bart, wozu sollte der dienen?“

„Sicherlich zu etwas Absonderlichem, Hans.“

Das Wort „absonderlich“ regte Ravens Nerven wieder auf. Er blickte unruhig um sich und sagte dann beinahe heftig:

„Es ist wahr, warum hätte man ihn sonst in das Geheimfach gelegt; untersuche das Ding, Fritz!“

Der Schlüssel hatte in der That niemals einen Bart besessen, seine Oberfläche war vollkommen glatt, ohne Spuren einer Bruchstelle.

Es war ein ziemlich dicker Hohlschlüssel, aber die Höhlung war eigentümlich — sie bildete ein Kreuz, ähnlich demjenigen eines schlanken vierblättrigen Kleeblattes. Ich deutete stumm darauf hin; Raven prallte förmlich zurück und ein tiefer Ernst flog über sein Gesicht. Dann sagte er leise:

„Immer wieder das Kreuz; wir sind auf einer Spur, aber wo endet sie und was befindet sich am Ende?“

Ich hatte inzwischen den Pergamentstreifen vom Staub gereinigt.

„Hier steht etwas geschrieben, Hans, es ist ganz verblasst.“

„Kannst Du es lesen?“

Ich entzifferte mühsam Buchstaben für Buchstaben der altentümlichen Schrift und schüttelte den Kopf.

„Das ist ein neues Rätsel; ist denn dieses Schloß aus Geheimnissen zusammengeflochten?“

Es war nur ein kurzer Satz und derselbe Satz lautete: „Suche das innerste Kreuz des Satans und wende es nach links.“

Raven stützte nachdenklich den Kopf in die Hand.

„Wir sollen etwas suchen, Fritz, mehr verstehe ich auch nicht.“

„Ganz recht, wir sollen etwas suchen, das ist schon ein Anfang. Wir sollen es vermittelst dieses Schlüssels suchen, denn sonst wäre die geheimnisvolle Weisung nicht an demselben befestigt. Das ergibt sich auch schon aus seiner Gestalt; die Kreuzform deutet auf „das Kreuz des Satans“, aber was bedeutet dieses?“

„Ich weiß es nicht,“ wiederholte Raven; „unsere Familie ist zwar genug vom Teufel geplagt worden, aber man sagt doch, der Böse entfliehe vor der Kreuzgestalt, ich kenne kein Kreuz, welches mit ihm in Verbindung stände.“

„Keines, Hans?“ Mir war plötzlich ein erleuchtender Gedanke gekommen, als Raven das Leid seiner Familie andeutete.

Er verfolgte meinen gespannten Blick, wurde plötzlich blaß und schlug die Hände zusammen.

„O mein Gott, Fritz, ist es das? Ich sehe an dem entsetzten Ausdruck Deiner Züge, daß Du daran denkst, und Du hast recht, o wie recht!“

Die scharfe Umschreibung des Gegenstands war bezeichnend; ich mußte selbst das Wort aussprechen und ich that es mit einem einzigen Laut:

„Treff —“

Der unglückliche, vom Dämon des Spiels besessene Mann stützte den Kopf in die Hand.

„Treff, das Kreuz des Satans! Eine bittere Ironie. Das Kreuz soll uns erlösen, Fritz, so lehrt unsere Religion, und auch dieses Symbol des Heils wird in den Staub getreten. Aber Du hast recht, das ist es.“

Dann schaute er hilflos um sich und sein Auge blieb an der Decke des Zimmers hängen, wo, wie fast überall, das Wappen mit dem vierblättrigen Kleeblatt angebracht war.

„Wo sollen wir es suchen? Es ist ja an allen Orten!“

„Halt,“ sagte ich, „Du verwirrst die Begriffe. Ueberall, wo dieses Zeichen eingegraben ist, bedeutet es das Kleeblatt, das Wappen derer von Raven. Tragt ihr etwa ein Kartenblatt im Wappen? Heißt dieses Schloß nicht Kleeblatt?“

„Freilich,“ entgegnete Raven nachdenklich, „aber es sieht aus wie ein Treff-As.“

„Doch nicht ganz, lieber Freund. Das Kleeblatt Eures Wappens ist in einem schrägen Felde angebracht, in einem Rhomboid. Hast Du schon eine Karte, ein Treff-As, von dieser schrägen Form gesehen?“

„Nein; was folgerst Du daraus?“

„Lass uns die Worte auf dem Pergament zergliedern. „Suche das innerste Kreuz des Satans,“ heißt es. Wir wollen zunächst das eine Wort „innerste“ weglassen, dann ergibt sich die Weisung, daß wir eine Gestalt auffuchen sollen, welche einem Kartenblatt, und zwar einer Treffkarte, gleicht. Diese Treffkarte muß ein As sein, denn es ist nur von einem Kreuze die Rede, Treff-As ist aber die einzige Karte, welche nur ein Kreuz hat. — Nun kommen wir zu dem dunklen Ausdruck „das innerste“. Ich verstehe darunter die Andeutung eines Schachtelsystems, also die Thatfache, daß mehrere gleichartige Gegenstände sich in einander befinden, so daß einer den andern umgibt. Hieraus folgt weiter der Schluß, daß die äußerste Gestalt nicht gar zu klein sein kann, weil sie andere gleichartige umschließt, und zwar so umschließt, daß die zweite Gestalt sich in der Kreuzform der ersten befindet. Nun gib acht. Kennst Du irgendwo ein längliches rechtwinkeliges Viereck — wohl gemerkt, kein Rhomboid — in dessen Mitte sich eine dem Treff ähnliche Figur befindet, welche groß genug wäre, um abermals ein Viereck zu umschließen, das wiederum die Kreuzform in der Mitte trägt?“

Raven sah mich verwirrt an.

„Ich kenne keins; aber es muß wohl so sein, denn die Worte lassen trotz ihrer Dunkelheit nur Deine Deutung zu.“

„Dann will ich es Dir zeigen, Hans.“

Ich öffnete das Fenster und wies in das Thal.

„Was ist das da unten?“

Die Sonne stand hinter Wolken und in der dunklen, klaren Beleuchtung hob sich von der weißen, viereckigen Thalsohle das kreuzförmige Gebüsch scharf ab.

Raven sah es, seine Augen wurden immer weiter, bis sie fast aus den Höhlen traten. Dann faltete er die Hände krampfhaft ineinander.

„Das Kreuz des Satans,“ sagte er leise, „Treff-Äh, ein riesiges Kartenblatt, mitten hineingeworfen in die schaurige Walbeinsamkeit. Es starrt wie ein Gespenst herauf zu mir — ich werde wahnsinnig!“

„Liegt dort nicht die Grabstätte Wolf von Ravens?“ fragte ich.

Jener nickte stumm.

„Dann ist dies kein wunderbares und unheimliches Spiel der Natur, sondern Absicht und Kunst. Erzähltest Du mir nicht von der geheimnisvollen Art, wie der Bau bereits bei Lebzeiten Wolfs hergestellt worden ist?“

Wiederum nickte Raven.

Da nahm ich den alten Schlüssel und sagte:

„So komm!“

Wir stiegen vom Schlosse hinunter in das Thal; durch die Tannen sauste ein Gewitterwind und vom Himmel hingen die Wolken schwer nieder.

Es herrschte eine seltsame Beleuchtung, und als ich mich einmal von ungefähr umwandte, schien mir das Schloß von demselben glasigen, phosphorartigen Schein umhüllt zu sein, wie ich denselben am ersten Abend bemerkt zu haben glaubte.

Dunst und Verwesung loderten empor um die altersgrauen Mauern. Dann kamen wir, die sandige Ebene überschreitend, an das geheimnisvoll geformte Gebüsch — Trauerweiden und Blutbuchen, aber, grundgütiger Himmel, welche Wildnis!

Ineinandergewachsen und schier verfilzt, überall von Dornen gestrüpp umrankt, so lag es, den Eintritt verwehrend, vor uns, gleich einem zweiten Märchensitz des schlafenden Königskindes. Doch war seltsamerweise nirgends die scharfbegrenzte Kreuzlinie überschritten, das dunkle Blattwerk hob sich fast wie eine beschnittene Taxushecke überall vom leuchtenden Sandboden ab, es war, als habe eine unsichtbare Hand die Zerstörung der seltsamen Form sorgsam verhütet. Oder die Hand eines Menschen? Ich fragte Raven, aber er schüttelte den Kopf.

„Ich bin niemals hier gewesen, auch von meinen Vorfahren schwerlich einer,“ sagte Raven. „Des verwünschten Grabes wurde in unserer Familie niemals Erwähnung gethan, es war wie ein wunder Fleck, an den man nicht rührt.“

„Gott mag wissen, wie es drinnen aussieht. Aber wir müssen dennoch hinein, Hans!“

„Ja, wir müssen,“ entgegnete er, „es ist vielleicht das Ende des Verhängnisses.“

Endlich — wir hatten das Gebüsch oder, besser gesagt, das Wäldchen schon mehrfach umschritten — fand sich eine unmerkliche Lücke, eine Art Schlangenspurbahn, den wir, fast auf Händen und Füßen kriechend, überwinden konnten. Als die Zweige uns nicht mehr in das Gesicht schlugen, hoben wir den Kopf.

Im Innern der Anpflanzung — nach meiner Berechnung genau in der Mitte — lag ein freier Platz, länglich und viereckig, und inmitten dieses Platzes stand ein kleiner Pavillon. Eigentlich nur die traurige zerfallene Ruine

„Rein, nein,“ stöhnte er, „ich kann es nicht mehr, ich fühle, daß eine Entscheidung bevorsteht — komm!“

So traten wir in die uralte, vergessene Totenhalle. In der Mitte derselben lag ein Grabstein. Er trug keine Inschrift, sondern nur das eingegrabene Zeichen des Kreuzes, diesmal unverkennbar und sorgfältig ausgeführt, und zwar in schwarzem Marmor, während die eigentliche Platte aus weißem, jetzt grau-grün gewordenem Sandstein bestand.

Es war ein stummes und dennoch ergreifend berebtes Denkmal, eine furchtbare Totenklage und Anklage — wir standen beide erschüttert und keiner wagte ein Wort zu reden.

Ueber uns sauste der Gewitterwind durch das offene Dach und Raven sagte mit sonderbarer, unheimlicher Hast:

„Es ist eine Sünde, die Ruhe der Toten zu stören, aber der hier liegt, brachte einen Fluch über sein Geschlecht; wir wollen die Platte hinwegheben, dann wird sich das letzte Geheimnis offenbaren.“

Und bevor ich den Frevler zu hindern vermochte, hatte er einen verrosteten eisernen Ring erfasst und schleuderte mit unnatürlicher Kraft den Grabesdeckel beiseite.

Und nun begab sich das Wunderbarste, was mir jemals in meinem wechselreichen Leben begegnet ist. In der ausgehauenen Höhlung lagen nur wenige weißgebleichte Gebeine um einen Totenschädel. Sie waren nach beiden Seiten auseinandergefallen und ließen eine handgroße Fläche am Boden des Sarkophags frei. Auf dieser kleinen Fläche zeigte sich eine deutliche Vertiefung in Kreuzform, welche ursprünglich von dem Leibe des Toten verdeckt gewesen sein mußte.

„Der Schlüssel!“ leuchtete Raven in furchterlicher Erregung, „wo ist der Schlüssel?“

Ich legte ihn in seine Hände und fügte unwillkürlich hinzu:

„Wende das Kreuz des Satans nach links.“

Raven hatte das sonderbar geformte Instrument schon in die Öffnung gesteckt — es paßte. Eine Wendung nach links — noch eine — eine kreisrunde Fläche bewegte sich, eine kleine Öffnung ward frei.

Raven griff hinein mitten zwischen die morschen, zerstäubenden Gebeine des Toten. Und als er die Hand zurückzog, flatterte, vom Gewittersturm ge-

tragen, ein unscheinbares Blättchen vor meine Füße.

„Treff-Äh!“

Der irrsinnige Mann an meiner Seite hob den Blick gen Himmel und stammelte:

„Das Spiel ist wieder vollständig, der Fluch ist gelöst — Allmächtiger, ich danke Dir!“

Dann brach er ohnmächtig zusammen.

Nach Jahren hielt ich mich vorübergehend in Monaco auf. Es war wiederum einer jener alltäglichen Unglücksfälle geschehen, ein Spieler hatte sich erschossen. Er sollte wahnsinnig gespielt, wahnsinnig verloren haben.



Der Ball. Gemälde von E. Girardin.

eines solchen, aber obschon das Dach eingesunken und die geborstene Säulenwand von Schlinggewächsen übersponnen war, so konnte man dennoch die seltsame Form des Steinhauens erkennen — die Form eines Kreuzes.

Raven deutete darauf hin und sagte mit leiser Stimme:

„Du hast recht — das innerste Kreuz —“

„Nicht das Innerste,“ entgegnete ich, „jener Raum umschließt noch etwas — ein Grab.“

Mein Begleiter blickte mich schau an. „Das Grab? Dürfen wir die Neugier noch weiter treiben?“

„Wenn es Neugier ist, Hans, so laß uns wieder unterlehren.“



Das vielversprechende Enkelkind. Nach dem Gemälde von Hans Herterich.

Von einer dunklen Ahnung getrieben, ließ ich mich an die Leiche führen. Es war Hans von Raven. Die Kugel war gerade ins Herz gegangen und hatte zuvor ein kleines Päckchen durchschlagen, welches der Unglückliche auf der Brust getragen haben mußte. Ein uraltes Kartenspiel. Obenauf lag Treff-Aß, es sah noch älter und verwitterter aus als die übrigen Blätter; das schwarze Kreuz war durchbohrt, kleine Blutflecken umgaben es wie ein Kranz von Rosen. Ich hat mir das Blatt aus und erhielt es.

Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt.

Das Anhalten eines verdächtigen Schiffes an der ostafrikanischen Küste.

(Bild S. 398 u. 399.)

Die Blockade der ostafrikanischen Küste zur Bekämpfung des Sklavenhandels hat die Blicke der ganzen, dem philanthropischen Unternehmen freudig zustimmenden zivilisierten Welt nach jener fernen Gegend gelenkt, welche heute durch die Abreise des Reichskommissars Hauptmann Wismann für uns Deutsche ein noch höheres Interesse gewonnen.

Wenn auch die beabsichtigte gemeinschaftliche Aktion der Staaten England, Deutschland, Italien, Frankreich und Portugal noch nicht stattgefunden, so ist doch bereits von englischer wie von deutscher Seite energisch vorgegangen worden.

Das Sklavenhandelsmaterial kommt meistens aus dem weiten Innern des Kontinents, von den Ufern der großen Seen und den Zuflüssen des Kongo, wo die oft sehr stark bevölkerten Dörfer unverzüglich überfallen werden. Die halbe Einwohnerzahl wird niedergemacht, die andere nach der Küste getrieben. Dort wartet in irgend einer versteckten Bucht das langgebaute arabische Segelboot, welches die Menschenware aufnimmt und nach den südlichen Häfen Arabiens bringt, von wo jene, welche die entsetzliche Behandlung überlebt, auf die Sklavenmärkte Westasiens gesandt werden.

Das Verfolgen, Anhalten und Durchsuchen dieser arabischen „Dhow“, wie die Bezeichnung schuldig Befundener, ist die Aufgabe der an der ostafrikanischen Küste kreuzenden Beobachtungsschiffe. Unser Bild verkehrt uns in die Mitte einer solchen Aktion. Den Finger am Drücker seines Revolvers verlangt der weiße Kapitän die Papiere des angehaltenen verdächtigen Bootes zu sehen, und weder wildes Geschrei noch laute Beteuerungen und Propagandaaufregung, weder die funkelnden Zornesblitze aus den dunklen Gesichtern noch die Griffe nach den spitzigen Gürteldolchen und den krummen Schwertern werden ihn abhalten, seine Pflicht zu thun.

Wenn auch die gänzliche Lösung der Sklavenbefreiungsfrage einer langen Spanne Zeit und des energischen Zusammenwirkens aller zivilisierten Nationen bedarf, so ist sie doch nun einmal aus dem Stadium bloßer Vorschläge in das tatsächliche Eingreifen übergegangen. Ehre den Regierungen, welche die Initiative ergriffen, Ehre den Männern, welche ihre Abgesandten!

Ludwig Hermann von Schelling.

Preußens neuer Justizminister.

(Portrait S. 410.)

Der neue Justizminister Preußens ist der Sohn eines berühmten Vaters, des bekannten Philosophen Schelling.

Hermann von Schelling, der jetzt zu der hohen Stellung berufene Sohn, wurde am 19. April 1824 geboren. Sein Vater, der von München beurlaubt war, hielt damals an der Universität Erlangen Vorlesungen. Im Jahre 1827 wieder nach München zurückgekehrt, ließ er den Sohn das Neue Gymnasium daselbst besuchen, das dieser so rasch durchmachte, daß er bereits als fünfzehnjähriger die Reife für die Universität erlangt hatte. Anfangs widmete er sich dem Studium der klassischen Philologie, und zwar mit so außerordentlichem Erfolge, daß er schon nach sechs Semestern, also nach eben vollendetem achtzehnten Lebensjahre, eine von der Münchener philosophischen Fakultät gestellte Preisaufgabe in glänzender Weise löste und darauf hin den Doktorgrad erlangte. Gewiß wäre Schelling ein bedeutender Philologe geworden, wenn er, auf den in dieser Schrift befindlichen umfangreichen Kenntnissen der alten Literatur fortbauend, wie er es geteilt hätte, sich der akademischen Laufbahn, die er sich durch die Lösung dieser Aufgabe in verheißungsvoller Weise erschloß, gewidmet haben würde. Da entschloß der junge Gelehrte sich plötzlich, die Fakultät zu wechseln und zur Jurisprudenz überzugehen. Das juristische Studium erlebte er ebenfalls in knappen sechs Semestern und beschleunigte es so sehr, daß er bereits im Jahre 1844, also als zwanzigjähriger Jüngling, in den preussischen Staatsdienst eintreten konnte: ein Beweis für seine außerordentlich leichte Fassungs-gabe und seine seltene Befähigung, sich in den Geist einer anderen Wissenschaft hineinzufinden. Von jetzt an machte er die Stufenleiter der Beamtenhierarchie in der vorgerücktesten Weise durch, aber auch hier fällt die Schnelligkeit auf, in der er einen Staff nach der andern erklimmte. Zunächst freilich mußte er die geistliche Zeit von fünf Jahren in der Auskultation und Referendariatspraxis ausharren. Dann wurde er 1849, also im Alter von fünfundsiebenzig Jahren, zum Assessor ernannt, nach weiteren drei Jahren zum Staatsanwalt in Hedingen und dann nach fünf Jahren in gleicher Eigenschaft an das Stadtgericht zu Berlin befördert: eine Bevorzugung, die am besten für die Schätzung zeugt, deren sich seine Gaben seitens seiner Vorgesetzten erfreuten. Hier wirkte er in der Zeit der politischen Kämpfe in vielen Fällen als Ankläger in politischen Prozessen und wurde dann im Jahre 1863 als Appellgerichtsbeirat nach Ologau versetzt, von wo er jedoch schon nach weiteren drei Jahren als Hilfsarbeiter in das Justizministerium berufen wurde, um dann bald darauf seine Ernennung zum vortragenden Rat mit

dem Titel Geheimer Justizrat zu erhalten; 1869 wurde er Geheimer Oberjustizrat und 1874 als Appellgerichtspräsident nach Halberstadt geschickt, jedoch unter Beibehaltung seiner Mitgliedschaft beim Ministerium. Dort verblieb er aber nicht lange; schon im nächstfolgenden Jahre erhielt er seine Ernennung zum Vizepräsidenten des Obergerichtshofes, und wieder ein Jahr später wurde er Unterstaatssekretär im Justizministerium, worauf er dann im Jahre 1879 als Leiter des Reichsjustizamts in den Reichsdienst übernommen wurde. In den beiden letzten Stellen wurde er Nachfolger des Herrn von Friedberg, den er auch jetzt wieder als Minister beerbt hat. Aus seiner Feder sind unter anderem die Ausführungsgeetze zu den Reichsjustizgeetzen geflossen, auch ist er der Urheber des Entwurfs zu der Reichsstrafprozeßordnung, deren Musterhaftigkeit so allgemein anerkannt worden ist, daß sie ohne erhebliche Änderungen zum Geetze erhoben wurde. Herr von Schelling gehört politisch und kirchlich zu der streng konservativen Richtung, hat aber politisch sich niemals geltend gemacht. Man darf zu ihm das Vertrauen haben, daß er als Minister die Throniswage nicht durch seine politischen Partisauffassungen beschweren wird.

Der Hafen von Montreal.

(Bild S. 410.)

In unserem vorsehenden Hefte ließen wir den Leser einen Blick thun über die freien Plätze und ragenden Häusermassen einer der schönsten Städte des nordamerikanischen Kontinents: „Montreal“; heute führen wir ihn zu einem andern Punkte der kommerziellen Metropole Kanadas.

Unsere Illustration zeigt den Teil des Hafens von Montreal, der dem Zollhause und den Zollböden gegenüberliegt; es ist derjenige, der den belebtesten, interessantesten Anblick gewährt. Bis hierher ist der Lorenzstrom für Seeschiffe bis zu 7 Meter Tiefgang fahrbar, hier anfern die großen Ozeanfahrer wie die schweren Lastschiffe des ausgedehnten Holz- und Getreidehandels. Neben denselben sehen wir die aus- und einladenden Elevatorbarten, Vaggonfahrzeuge aller Art, vom stolzen Dreimaster bis zum kleinsten Kutter. Den Strom hinauf dampft eben einer jener eleganten, charakteristischen Flußdampfer, während ein Wald von Masten und Schloten den Hintergrund effektiv abfiehlt.

Einen wunderbar schönen Anblick gewährt der Hafen Montreals zur Nacht, wenn das elektrische Licht, dessen Kandelaber von 200 zu 200 Fuß postiert sind, auf all den Tauen und Masten ruht, über Rumpf und Bord seinen bläulichen Schimmer gießt und auf den leise bewegten Wellen zittert, indes vom dunklen Nachthimmel die Kuppel des Zollhauses und die Zwillingstürme der Notre-Dame in verschwommenen Umriffen sich abheben.

Aus „Nathan der Weise“.

(Bild S. 411.)

Der Grundgedanke des herrlichen Lessingschen Dramas läßt sich kurz zusammenfassen: Es gibt keine andere Religion als die der thätigen Liebe; wo diese vorhanden, da ist die Hülle gleichgültig, wo sie fehlt, da erstarren die Formen zu Formeln, da wird der Glaubenshag geboren. Wenn einer, ob Jude, Mohammedaner, Christ oder Parze, der Liebe folgt, dann lebt in ihm der Geist der ewigen Religion, dann ist er „des Vaters liebster Kind“. Die Liebe kennt nur lebendige Geetze, keine starren Formeln:

„Es eifre jeder seiner unbesonnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Weite,
Die Kraft des Steins in keinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Borträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf!“

In diesen Worten liegt der Kern der Religion der Menschlichkeit, deren Sieg uns in dem verführenden Schlusse des Dramas entgegentritt.

S. Gottlieb's feingefühlte Komposition veranschaulicht uns eine Scene aus dem zweiten Aufzuge des zweiten Aktes, in dessen Verlauf der Verwisch Al-Hafi dem Sultan Saladin — welcher eben wieder in verschwenderisch-generöser Weise eine hohe Summe an seine anmutvolle, kluge Schwester Sittah im Schach verspielt — mitteilt, daß letztere: „den ganzen Hof erhalten, Euren Aufwand ganz allein bestritten.“

Noch weiß — auf unserem Bilde — Saladin dies Geheimnis nicht, noch nichts von der hohen Selbstlosigkeit seiner Schwester. „Zahl an Sittah tausend Dinare!“ rief er Al-Hafi an.

Al-Hafi: „Das Spiel ist ja nicht aus, Ihr habt ja nicht verloren, Saladin.“

Saladin (saum hinhörchend): „Doch! Doch! Bezah! Bezah! Bezah! Bezah!“

Al-Hafi: „Da steht ja Eure Königin.“

Saladin (noch so): „Gilt nicht; Gehört nicht mehr ins Spiel.“

Sittah: „So mach und sorg, Daß ich das Geld mir nur kann holen lassen.“

Diese Scene ist es, die des Künstlers Stilt verständnisvoll wiedergegeben.

Sinnsprüche.

Es gibt keinen treueren Spiegel als einen alten Freund.

Spanisch.

Wenn der Mensch reif ist zum Untergang, kann ihn ein Strohhalm vernichten so gut wie ein Blitzstrahl.

Indisch.

Ein Hagarssohn.

Eine Geschichte aus unserer Zeit

von

Hall Caine.

Neuübersetzte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Sechs Meilen von London lag ein Gasthaus an der Landstraße, vor welchem als Wirtshaus ein silberner Falke im Winde hin und her schwang. Es war ein kleines Haus mit niedrigem Dach. Dem Eingang gegenüber stand ein Schenkstisch und zu jeder Seite desselben führte eine Thüre in ein weiteres Gemach.

Die Thüre des Zimmers zur Linken war geschlossen; man hörte Kinderstimmen darin und zuweilen ein helles Lachen. Das Zimmer zur Rechten stand offen. Es sah schwarz und verräuchert aus und enthielt nur einige Stühle, einen langen Speisetisch, sowie eine Bank mit Lehne. Längs der Wand lief eine andere Bank, an Nägeln waren einige Pfeifen aufgehängt und ein roh gezimmerter Balken lief unter der Decke hin.

Im altmodischen Kamin brannte ein großes Feuer. Vor demselben, in einem großen Lehnstuhl, der ausfah wie ein Kahn, der aus einem einzigen Baumstamm ausgehöhlt worden, ruhte ein Mann. Er trug einen einfachen, schwarz und weiß gepunkteten Anzug. Sein Hut war über das Gesicht geschoben, um die Augen gegen den Feuerchein zu schützen. Allem Anschein nach war er fest eingeschlafen.

Bei jeder andern Beleuchtung müßte das Zimmer unbehaglich bis zur Trostlosigkeit ausgesehen haben, aber durch das Flackern der Flamme wurde der öde Raum belebt. Der roßige Feuerchein spielte auf dem braunen Haar des Schlafers, auf dem mit Sand bestreuten Fußboden und auf den Wänden, welche mit grellfarbigen Bildern geschmückt waren. Zuweilen warfen die unstillen Flammen starke Schatten, welche dann wieder verschwanden und das Zimmer in stillem Halbdunkel zurückließen, während die blaue Nacht durch das Fenster hereinfiel.

Eine alte Frau mit gelbem, runzeligem Gesicht stand im Wirtszimmer hinter dem Schenkstisch. Einige Fuhrleute und Hausierer saßen auf einer Bank davor. Einer dieser würdigen Herren verzog die rechte Seite seines Gesichtes mit einem Ausdruck von heißem Spott.

„Meiner Treu“, sagte er, „was ist es doch für ein unschätzbare Glück, einen Sohn zu haben, welcher niemals nötig hat, zu arbeiten!“

Die alte Frau sah ihn scharf an.

„Genug davon“, sagte sie und dann nickte sie mit dem Kopf nach dem Zimmer, aus welchem ein regelmäßiges Schnarchen ertönte. „Arbeiten? Er wird gleich Arbeit bekommen, einige von euch hinauswerfen, gerade so, wie er es mit dem jungen Bobby am Sonntagabend gethan.“

„Na, erzürnt Euch nur nicht gleich, Frau Drayton. Soll ich nicht noch eine Kanne haben, damit Euer schöner Sohn eine Extracigarre sich erlauben kann?“ sagte einer der Gäste.

Ein schlaftrig aussehender Kleinbürger, zu dessen Füßen ein Hund schnarchte, bemerkte:

„Er ist wieder in London gewesen,“ — dabei deutete er mit seiner Pfeife in der Richtung nach dem Schlafenden — „er hat den Londoner Geruch in seinen Kleidern, das merke ich immer auf vierzig Schritte Entfernung.“

„Ihr irrt Euch, mein kluger Herr“, sagte die alte Frau, „er hat keinen Londoner Geruch in seinen Kleidern, denn er war ganz wo anders, wo es überhaupt keinen Geruch gibt, wenn nicht etwa die Berge riechen und die Wasserfälle und die Schafe.“

„Die Berge? War denn Mr. Paul in den Bergen?“

„Ja, in Cumberland.“

„Cumberland? Ist das nicht die Gegend, wo das junge Fräulein herkam?“

„Kann wohl sein, ich möchte nicht, Rein' dazu sagen.“

„Aha, nun merke ich, was die Uhr geschlagen hat!“

Der Sprecher ließ ein langes Pfeifen hören, indem er seine Genossen mit einem sprechenden Blick ansah.

„Ja, ja, ich sagte immer zu meiner Alten: „Sei ruhig, Alte“, sagte ich, „es kommt alles an die Sonne!“ Und richtig, so ist's auch.“

Die Wirtin fuhr auf:

„Und ich sagte zu Eurer Frau: „Frau Sturgis“, sagte ich, „es ist für mich immer ein jämmerlicher Anblick, wenn ich einen Mann sehe, der anderer Leute Angelegenheiten auschnüffelt und darüber schwätzt und scandalisirt. Es ist dies schon schlimm bei einem Weib, von dem man doch nichts Besseres erwartet nach dem, was die Leute sagen; noch viel unerträglicher aber ist es bei einem Mann, und ich möchte nur, daß Sie die Zügel fester anzögen, damit er nicht seine Nase in anderer Leute Biertrüge steckt.“

„Seht, das sagte ich immer zu Eurer Frau.“

„So, so, und das war nicht gerade schön von Euch,“ erwiderte der würdige Herrmann mit dem Gleichmut eines Menschen, der Scherz vertragen kann. „Aber ich meine,

es sei unnütz, zu leugnen, daß Mister Paul Drayton und das junge Mädchen, und das junge Mädchen und Mister Paul...

„Nun ist's aber genug, ich habe Euch schon zwanzigmal gesagt, daß sie ihn früher nie gesehen hat. Nächsten Sonntag sind's vierzehn Tage, daß er ihr zum erstenmal vor die Augen kam.“

Zwei Frauen traten mit Krügen in das Schenkzimmer. „Und was macht die junge Mamsell?“ fragte die ältere der beiden, indem sie das Gespräch aufgriff, während die Wirtin ihr das Verlangte reichte.

„Dort ist sie,“ sagte die Wirtin etwas unbestimmt, indem sie mit einem Kopfnicken zur Seite nach dem Zimmer mit der verschlossenen Thüre links deutete.

In diesem Augenblick erscholl ein neues fröhliches Lachen der Kinder.

„Sie ist ja sehr vergnügt, wie es scheint,“ sagte die Frau, „obgleich ich flüstern hörte, daß sie zwei füttert, wenn sie speist — wie die Leute sagen.“

Die Männer lachten. „Das heißt doch ein bißchen zu neugierig sein, liebe Frau,“ sagte der eine, als die Frau lächelnd das Zimmer verließ.

„Ach was! Solche Bagage sollte man gar nicht unter respectable Leute aufnehmen,“ entgegnete die andere Frau, welche jünger war und einen auffallenden Hut und ein breites, grellfarbiges Band um den Hals trug.

„Neugierde ist das Unglück der Welt,“ bemerkte der schlaftrig aussehende Gast. „Die Leute sprechen von der Wurzel alles Übels; einige sagen, es sei die Trunksucht, andere meinen, der Geiz sei's, noch andere sagen, der Rheumatismus, ich aber behaupte: die weibliche Neugierde — die ist's!“

„Die weibliche Neugierde, ja, ja!“ erscholl es im Chore; lärmend klangen die Gläser zusammen, die entrüsteten Proteste der Frauen übertöndend.

Es war Mercy Fischer, welche in dem Zimmer links vom Schenkstisch saß, mit den Kindern spielte; lachte, wenn sie lachten, und es zu vergessen suchte, daß sie nicht so jung war wie sie, und so glücklich und frei von trüben Gedanken wie die Kleinen.

Sie hatte sich verändert; sie sah nicht mehr aus wie ein Kind, obgleich sie das Herz eines Kindes besaß, wenn auch die Last der Frauenjahre darauf lag und die Sorgen einer Frau es umdüsterten. Ein wenig älter und vielleicht ein wenig klüger sah sie aus, dabei auch ein wenig ernsthafter, und ihre Augen blickten ein wenig schärfer.

Eine Nachbarin, welche auf Besuch zu einer Verwandten gegangen war, hatte ihre Kinder herübergebracht und die „junge Mamsell“ gebeten, sie in ihrer Abwesenheit zu beaufsichtigen. Ein blondlockiger Knabe von vier Jahren saß zappelnd auf Mercys Schoß, während ein Mädchen von sechs neben ihr stand, die Nadeln an Mercys Strickzeug bewundernd. Und manche Bemerkung der unschuldig scherzenden Kinder schoß wie ein scharfer Pfeil gerade in Mercys Herz.

„Wenn Du einen kleinen Knaben hättest, würdest Du ihm recht oft Zuckerwerk geben? Alle Tage Zuckerwerk und Kuchen, ja?“

„Ja, jeden Tag, mein Liebling.“

„Wie gut Du bist! Und würdest Du ihn mit den großen Knaben spielen lassen, Vogelnester suchen und andere Sachen?“

„Ja, Vogelnester und Beeren und alles mögliche.“

„Und würdest Du ihn Papa entgegenschicken, wenn er abends nach Hause kommt, und ihn auf Papas Schulter reiten lassen?“

Ein Schatten lief über des Mädchens treuherziges Gesicht. Sie schwieg.

„Würdest Du das nicht thun, nein? Und ihn nicht auf Papas Schulter heben, nein?“

„Vielleicht, mein kleiner Schatz!“

„O, das wäre schön!“ sagte entzückt der kleine Bursche.

„Was machst Du denn da?“

„Ich stricke, mein Liebling. Komm, bleibe ruhig auf meinem Knie.“

„Was strickst Du denn? Strümpfe für Deinen kleinen Knaben?“

„Ich habe keinen kleinen Knaben. Es sind Handschuhe, für einen Herrn bestimmt.“

„Wie schnurrig! Was ist das, ein Herr?“

„Ein Mann, mein Lieber, Mister Drayton ist ein Herr zum Beispiel.“

„O!“ Dann, nach kurzer Ueberlegung: „Jetzt weiß ich's — ein Nichtsnuß!“

„Willst Du?“

„Papa sagt, das sei Mister Drayton!“

Alle diese Zeit über hatte das Mädchen an Mercys Seite über sein eigenes kleines Anliegen nachgedacht.

„Und was würdest Du thun, wenn Du ein Mädchen hättest?“ fragte es.

„Nun, wart einmal, ich würde es lehren stricken und nähen, und ich würde sein Haar recht hübsch kämmen und ihm ein seidenes Kleidchen mit Maschen machen und einen kleinen reizenden Hut.“

„Ach, wie hübsch! Und würdest Du es mitnehmen auf den Markt und in die Kirche und zu den Puppen in Frau Vidars Schaukasten?“

„Ja — o ja — mein Kind — vielleicht!“

„Und würdest Du es nie schlagen?“

„Nein, o nein! Mein kleines Mädchen wäre ja so brav und so lieb und o — so hübsch!“

„Schmerzen Deine Augen heute sehr, Mercy, sie sind so rot?“

Der kleine Junge hatte jedoch kein Interesse für diese Wendung der Unterhaltung; er fragte: „Du, warum hast Du denn keinen kleinen Knaben?“

Tiefes Schweigen folgte.

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

„Willst Du auch nicht, wie?“

Mit einer unsicheren Bewegung gelangte Drayton auf seine Füße, damit aber war auch die Täuschung plötzlich zerstört. Er stieß mit seinen plumpen Stiefeln in die erlöschenden Kohlen, daß das Feuer mit scharfem Knistern sich belebte und eine flüchtige Flamme emporwandte. Der helle Schein fiel auf sein Gesicht. Es war ein schönes Gesicht, das aber die Spuren eines wilden Lebens trug. Die Züge waren kräftig, männlich und ausdrucksvoll, die Augen jedoch umnebelt, die Lippen farblos und der Ausdruck, der ein offener und einnehmender hätte sein können, war tödlich und finster.

„Es wundert mich nicht, daß Sie nach Ihrer Reise ermüdet sind — es war eine lange Fahrt,“ sagte Hugo. Er sprach leichtthin von oben herab, aber mit etwas unsicherer Stimme, zog dann einen Stuhl näher zum Feuer und setzte sich.

Drayton warf einen scheuen, forschenden Blick auf den Besucher und sagte: „Ich will verb... sein, wenn Sie nicht der Stoker sind, der schon einmal hier war und einen Handel mit der Alten hatte. Sagen Sie Ihren Namen.“ Die Stimme war rau, aber in ihrem Klange lag dennoch etwas von Paul Ritsens Stimme.

„Das ist überflüssig,“ sagte Hugo mit vollständiger Ruhe. „Wir haben uns schon früher gesehen,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Den Teufel haben wir — wo denn?“

„Im Hof in Redwick, wo Sie übernachteten, es mag eine gute Woche her sein,“ sagte Hugo.

Drayton verriet keine Ueberraschung.

„Rechten Sonntagabend waren Sie bei dem Brande thätig, welcher die alte Mühle in Neulands beinahe zerstörte.“

Draytons düsteres Gesicht blieb unbeweglich.

„Nebenbei gesagt,“ fuhr Hugo lauter fort, als ob er einem plötzlichen Einfall folgte, „ich schulde Ihnen meinen persönlichen Dank für Ihre Thätigkeit. Was trinken Sie, Brantwein?“

Er ging zur Thüre und bestellte eine Flasche Brantwein und Gläser.

„Dann letzten Montagabend,“ fuhr er fort, indem er sich wieder zum Kamin wandte, „wo Sie mir die Ehre erwiesen, mich in meinem eigenen Hause zu besuchen.“

Drayton stand noch immer aufrecht.

„Ich kenne Sie,“ sagte er, „soll ich Ihnen Ihren Namen sagen?“

Hugo lächelte. „Das wäre überflüssig,“ sagte er und zog gemächlich seine Handschuhe ab.

„Was wollen Sie eigentlich? Ich habe keine Zeit zu verschwenden.“

„Nun, lassen Sie uns erst einmal sehen!“ sagte Hugo, indem er seine Uhr herausnahm. „Es ist jetzt gerade zehn Uhr; noch vor Mitternacht sollen Sie zwanzig Pfund verdienen.“

Drayton ließ ein spöttisches Lachen hören. „Zwanzig Pfund, ei, ei! Und dabei machen Sie ein Gesicht, als ob Sie noch vor zwölf Uhr zweihundert Pfund verdienen sollten.“

Drayton blickte Hugo mit einem Seitenblick voll Schlauei und Mißtrauen an.

Hugo zog die Augenbrauen zusammen und schüttelte den Kopf.

„Nein, Geldgewinn ist mein Zweck nicht.“

„O, wirklich nicht? Nun, ich geniere mich nicht, zu sagen, daß es der meine ist, und zwar sehr.“ Und wieder ließ Drayton sein spöttisches Lachen hören.

In diesem Augenblick trat die Wirtin ein und stellte den Brantwein, zwei Gläser und eine Wasserflasche auf den Tisch.

„Ist Ihnen eine kleine Erfrischung gefällig?“ sagte Hugo, nach dem Brantwein greifend und ein Glas halb voll gießend.

„Danke, ja!“

„Wasser dazu? Sagen Sie, wie viel?“

Aber Drayton unterbrach die Mischung, indem er rascher Hand das Glas ergriff. Sein Wesen hatte sich verändert. Die wilde, mißtrauische Wachsamkeit eines wilden Tieres, welches von Hunden gejagt und beinahe schon in der Falle gefangen ist, wich einer sorglosen Unbefangenheit, einer beinahe prahlerischen Dreistigkeit.

„Um was handelt es sich?“ fragte er grinsend.

„Eine Dame nach Kentish Town zu begleiten und sie sicher in den Mitternachtszug zu bringen — das ist alles.“

Drayton lachte laut auf. „Natürlich!“ sagte er.

„Die Dame wird hier kurz vor Mitternacht eintreffen.“

„Natürlich wird sie! Hebe!“

Hugos Gesicht verlor sein Lächeln.

„Lacht nicht so! Ich liebe das nicht.“

Drayton beschäftigte sich wieder mit der Brantweinflasche und wandte sich über die Lehne seines Stuhles Hugo zu.

„Sehen Sie einmal,“ sagte er, „es waren im vergangenen August gerade dreißig Jahre her, daß meine Mutter mich in die Windeln legte, und ich will gehangen sein, wenn ich jetzt noch darin bin!“

„Was meint Ihr damit?“

Drayton lachte.

„Sprechen Sie deutlich,“ sagte er, „geben Sie der Sache ihren richtigen Namen. Ich geniere mich auch nicht

vor Ihnen, denn man gibt keine zwanzig Pfund für eine Arbeit, wie diese; wenigstens nicht, wenn es eine ehrliche Sache ist, wie ich sie gewohnt bin. Ich bin ein konfessionierter Händler mit Lebensmitteln, und ein Gentleman — das bin ich, wenn Sie es wissen wollen.“

Hugo Ritson behauptete, er sei frei von jeder unnützen Neugierde, worauf Drayton wieder nach der Brantweinflasche griff und nochmals sein Gewerbe und seine Ansprüche auf Achtung wiederholte.

„Und was ist Ihr Beruf?“

Hugo befriedigte nicht sofort Draytons Neugierde.

„Ganz recht, Herr Drayton,“ sagte er, „ich kenne alle Ihre Verhältnisse. Soll ich Ihnen sagen, warum Sie nach Cumberland gingen?“

„Natürlich, es ist ja leicht, das Geschwätz einer alten Frau zu wiederholen.“ Dabei zog Drayton einen hochlebernen Tabaksbeutel aus seiner Tasche und begann eine misfarbige Meer-schaumpfeife zu stopfen.

„Vor dreißig Jahren,“ sagte Hugo, „versuchte eine junge Dame, sich selbst und ihr Kind zu ertränken. Sie wurde gerettet und in einem Irrenhause untergebracht. Ihr Kind, ein Sohn, wurde einer guten Frau, bei welcher sie gewohnt hatte, zur Pflege übergeben.“

Drayton unterbrach ihn: „Ich danke, aber — wie der Polizeirichter sagt — wir wollen das als gelesen annehmen.“

Hugo nickte und fuhr fort, während Drayton in starken Zügen rauchte: „Sie haben niemals wieder etwas von Ihrer Mutter gehört seit jener Stunde; eines Tages aber sagte Ihnen ein junges Mädchen, welches die Umstände in die Obhut Ihrer Pflegemutter gebracht hatten, oben in den Bergen von Cumberland lebe ein anderer Mann, welcher eine ganz außerordentliche Ähnlichkeit mit Ihnen besitze. Das erregte Ihre Neugierde; Sie hatten Grund, zu vermuten, daß Ihre Mutter, wenn sie noch lebe, reich sei, und Sie selbst haben das Unglück, arm zu sein.“

„Ich habe gar nichts dagegen, daß jemand das weiß,“ unterbrach ihn Drayton. „Kommen Sie zur Sache.“



Ludwig Hermann von Schelling,
der neue preussische Justizminister. (S. 408.)

Sehen Sie, wir sind wie die zwei Hyänen, welche ich eines Tags im zoologischen Garten sah. Die eine hatte bei der Fütterung einen Knochen erwischt, und ich will gehangen sein, wenn sie nicht um diesen Knochen sich balgten, ich weiß nicht, wie lange.“

„Schön!“ fuhr Hugo mit einem zweifelhaften Lächeln fort, welches die Wolken des Tabakrauchs auch einem

aufmerksameren Beobachter verborgen haben würden. „Da Sie ein Mann von Geist und nicht ohne Weltkenntnis sind und auch natürlichen Verstand von Ihren Eltern, welche Ihnen sonst weiter nichts vermachten, geerbt haben —“

Drayton stieß große Rauchwolken aus, dann goß er sich noch ein halbes Glas Brantwein ein und leerte es auf einen Zug.

„So beschloßen Sie, selbst nachzusehen, ob es wirklich nur eine zufällige Ähnlichkeit sei.“

Drayton erhob seine Hand.

„Ich bin ein konfessionierter Händler mit Lebensmitteln und konnte mich nicht mit feinen Manieren abgeben,“ sagte er in halb entschuldigendem Tone, „da ich keine Schulbildung habe. Aber ich will verdammt sein, wenn Sie es nicht genau getroffen haben.“ Und der Gentleman, der sich nicht mit feinen Manieren abgeben konnte, schüttelte kräftig die Hand des Gentlemans, der es konnte.

„Nicht wahr, Mister Drayton, nicht wahr!“ sagte Hugo und beobachtete Drayton schweigend und aufmerksam. Dieser hatte seine Pfeife weggelegt und starrte mit blöden Augen und offenem Munde ins Feuer.

„Aber Sie haben nichts gefunden!“

„Wie wissen Sie das?“

„Das ist in diesem Augenblick auf Ihrem Gesicht zu lesen.“

„Pah! Trauen Sie nicht zu viel diesem Zifferblatt, wenn Sie wissen wollen, was die Stunde geschlagen hat. Ich bin nicht in so aufrichtigen Gewohnheiten auferzogen worden wie Sie.“

Hugo lachte.

„Wir beide müssen Freunde sein, Mister Drayton, aber vor allem müssen wir uns verstehen. Ihre Idee, daß Sie Ihre Eltern in Cumberland finden könnten, war leere Täuschung.“

„Oh! — Warum?“

„Weil Ihre Mutter tot ist.“

Drayton schüttelte die Wirkung des betäubenden Getränkes von sich ab und zeigte für den Augenblick ein vermehrtes Interesse.

„Das Tagebuch des Irrenasyls, in das sie nach dem



Im Hafen von Montreal (Kanada). (S. 408.)



Aus Lessings „Nathan der Weise“. Originalkomposition von E. Gottlieb. (S. 408.)

versuchten Selbstmord gebracht worden war, enthält den Bericht —

„Aber sie war entflohen,“ unterbrach Drayton.

„Enthält den Bericht von ihrer Flucht und ihrer späteren Wiederauffindung — tot. Die Leiche wurde aus dem Fluß gezogen, von der Behörde als die der unbekannten Frau bestätigt und unter dem Namen, den sie angegeben hatte, beerdigt.“

„Unter welchem Namen?“

Hugos Gesicht veränderte sich plötzlich.

„Das ist gleichgültig, ich habe es vergessen.“

„Wirklich, Sie haben es vergessen?“ sagte Drayton.

„War es nicht etwa Ritsen? Wie?“

Hugo schlug auf den Tisch.

„Sicher nicht — der Name war nicht Ritsen!“

Dieser Ton ärgerte Mister Drayton. Ein scharfer Blick aus seinem Auge schien zu sagen, Hugo solle seinem Schöpfer danken, daß er ihm ein krankes Bein verliehen habe, welches ihm Anspruch auf Schonung gewähre.

Hugo besänftigte ihn mit der Bemerkung, wenn er irgendwie neugierig sei, den Namen zu erfahren, so könne er ihn ja selbst aussuchen. „Uebrigens,“ fügte er hinzu, „welchen Wert hätte es für Sie, den Namen zu wissen, da Ihre Mutter tot ist?“

„Das ist wahr,“ sagte Drayton, sich wieder beruhigend.

„Verlassen Sie sich darauf, Ihr Vater, wo er auch sei, ist eine Null,“ sagte Hugo.

Drayton stand auf und ging schwerfällig auf und ab. Eine Idee war ihm gekommen:

„Die Person, welche aus dem Fluß gezogen wurde, konnte eine andere Frau gewesen sein, ich habe von solchen Geschichten gehört.“

„Kann sein, aber die Möglichkeit eines Irrtums hat wenig Wert für Sie.“

Hugo sah etwas unsicher herein bei diesen Worten, Drayton bemerkte jedoch nichts davon.

„Nah, was liegt daran?“ sagte er, entschlossen, sich nicht länger den Kopf zu zerbrechen, griff nach dem Brantwein und trank ein weiteres halbes Glas.

„Erzählen Sie mir,“ fuhr Hugo fort, „was Montag nacht in der Gyll vorging?“

„In der Gyll? Montag? Das war die Nacht, wo das große Schneegestöber war. — Was vorging? Nichts!“

„Warum gingen Sie da hin?“

„Ich wollte Ihre Mutter sehen. Ihrem Bruder sah ich eines Abends an der Thüre des Pfarrhauses und Sie sah ich beim Feuer. — Ja, ja, gewiß! Ich stand etwa ein Duzend Schritte seitwärts, als der Stallknecht mit dem Einpänner anfuhr. Welchen Vorwand ich wählte? weiß nicht mehr — irgend einen! Ich will gegangen sein, wenn ich mich dessen noch erinnere. Ich klopfte an und niemand erschien. Ich weiß nicht, wie lange ich da stand und die Füße aneinanderschlug. Dann erblickte ich Lichtschein aus dem Zimmer im ersten Stock, ging hinauf und klopfte an. „Herein!“ sagte jemand. Ich ging hinein. Eine hübsch angekleidete Person stand auf — mit schwarzem Krepp und Rosenkranz, Sie wissen ja. Dann, bevor ich sprechen konnte, schwankte sie und fiel zusammen. Wahrhaftig, ich glaube, daß die Alte mich für einen Geist angesehen hat. Dann ging ich wieder.“

„Und auf dem Rückweg erschreckten Sie eine junge Dame, welche den Fußpfad herauf kam und ebenso, wie meine Mutter, Sie für den Geist meines Bruders Paul hielt. Nun, diese junge Dame wurde diesen Morgen an meinen Bruder verheiratet. Jetzt sind sie auf dem Wege nach London. Sie beabsichtigen England nächsten Mittwoch zu verlassen, und heute Abend werden sie in Ihrem Hause einkehren.“

Drayton zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Es ist allerdings schwer zu verstehen. Aber sehen Sie hier,“ sagte Hugo, indem er Drayton das Telegramm reichte, das er von Borne erhalten hatte.

Der Mann befah es eine Minute lang hinten und vorne, mit trübem, unsicheren Augen und blickte dann nach seinem Gast um Aufklärung.

„Die Dame darf England nicht verlassen,“ sagte Hugo. Drayton erschrak, oder gab sich wenigstens Mühe so auszusehen.

„Bei meiner Seele, mich überläuft eine Gänsehaut! Was verlangen Sie für Ihre zwanzig Pfund? Sprechen Sie deutlich!“

„Was ich verlange? Nichts weiter, als daß Sie die Dame mit dem ersten Zug wieder nach Hause senden.“

Drayton lachte laut auf.

„Sie sehen, daß Ihre Angst eine ganz unnötige,“ sagte Hugo.

„Ich sehe es. Ich soll also wohl das junge Ding weglocken, indem ich sie auf den Glauben bringe, daß es ihr Mann sei, der sie auf die Seite ruft, nicht wahr?“

„Mister Drayton, Sie sind ein schlauer Bursche!“

„Und was ist's mit dem Ehemann? Ist er nicht vielleicht ebenso gerieben?“

„Den überlassen Sie mir. Wenn es Zeit ist, so handeln Sie ohne Zögern. Sehen Sie sich nicht unnötigerweise aus.“

„Sie tragen diesen Mantel, den Sie jetzt anhaben, Sie sprechen so wenig als möglich — gar nichts, wenn es sich machen läßt. Sie bringen die Dame in das leichte Gefährt, das an der Thüre warten wird, fahren

sie zur Station, besorgen ihr ein Billet nach Redwid und schieben sie im letzten Augenblick in den Wagen. Dann machen Sie, daß Sie davon kommen. Der Mitternachtzug hält nicht früher an als in Bedford.“

Drayton schlenkerte durch das Zimmer, indem er hörbar vor sich hin lachte:

„Hehehe, hohoho! Ich soll sie also auf dem Bahnhof verlassen — armes, junges Wesen! Das werde ich nicht übers Herz bringen, so grausam zu sein. Nein, nein! Und noch dazu am Hochzeitstag des armen Dings!“

Hugo sprang auf.

„Wenn Sie einen Zoll weiter gehen als bis zum Bahnhof, so werden Sie es bitter bereuen,“ sagte er, indem er nochmals mit der Faust schwer auf den Tisch schlug.

Drayton lachte und knurrte noch lauter und erklärte, er müsse durchaus noch ein halbes Glas haben, um den Nachgeschmack von dieser Bemerkung aus seinem Munde zu bringen.

Dann hörte sein Gelächter auf.

„Sehen Sie einmal, Sie verlangen von mir, daß ich den kleinen Scherz ausführen soll, welcher nur von einem einzigen Menschen auf der Welt ausgeführt werden kann — von mir. Und was bieten Sie dafür? — Zwanzig Pfund? — Behalten Sie sie, damit ist's nichts.“

Das Feuer war tief heruntergebrannt und das niedere Zimmer mit überreichem Rauch erfüllt. Drayton knöpfte den Mantel, den er trug, bis an den Hals zu.

„Ich habe noch etwas zu besorgen,“ sagte er. „Gute Nacht!“

Man hörte Kinderstimmen vom Schenkstisch her, die Kleinen gingen nach Hause.

„Gute Nacht, Fräulein, ich danke Ihnen!“ Das war die Stimme einer Frau.

„Gute Nacht, Mercy!“ riefen die Kinder.

Drayton war schon bei der Thüre und öffnete sie.

„Ueberlegen Sie sich die Sache,“ sagte Hugo. „Sie haben nichts zu riskieren dabei. Um elf Uhr fünfundvierzig Minuten ist's Zeit.“

Als Drayton das Zimmer verlassen hatte, ging Hugo hinaus in das Schenkzimmer. Die schwappenden Gäste waren nach Hause, nur die Wirtin war noch da. Die Thüre zu dem Zimmer an der andern Seite stand jetzt offen.

„Frau Drayton,“ sagte Hugo, „haben Sie je zuvor dieses Gesicht gesehen?“

Er nahm ein Medaillon aus der Tasche und hielt es ihr entgegen.

„Beim Himmel,“ rief die Wirtin, „das ist ja sie selbst, ganz genau, nur mit der Nonnenhaube!“

„Ist das die Dame, welche bei Ihnen in Pinlico wohnte, die Mutter Pauls?“

„Ganz genau, o mein Gott! Und wenn ich daran denke, daß das arme junge Ding schon lange tot und hinübergegangen ist! Es sind jetzt dreißig Jahre her, aber es macht mich immer noch weinen, und mein Mann — er ist auch schon verstorben — mein Mann sagte zu mir: „Martha,“ sagte er, „Martha —“

Die Geschwägigkeit der Wirtin wurde unterbrochen durch einen leisen Ausruf:

„Hugo, Hugo!“

Mercy stand unter der Thüre mit freudig erstaunten Blicken und wogender Brust.

In einem Augenblick lag das arme kleine Wesen in seinen Armen.

„O, ich wußte schon, daß Du kommen würdest, ich war überzeugt, Du würdest kommen,“ sagte sie, indem sie ihre Augen trocknete, dann wieder weinte und wieder die Thränen trocknete und ihm ihre Lippen zum Kusse bot.

Hugo schien nicht sehr entzückt zu sein, ein Schatten von Ungebuld flog zuerst über sein Gesicht, verschwand aber sofort wieder. Er bemühte sich, erfreut auszu sehen, beugte den Kopf herab und berührte leicht die bleichen Lippen.

„Du siehst abgehärtet aus, Du armes, kleines Ding!“ sagte er. „Was betrübt Dich denn?“

„Nichts, nichts, wenn Du da bist! Nur bleibst Du so lange aus, so sehr lange!“

Er fand den Mut, darauf zu antworten:

„Aber Du siehst, ich halte mein Wort, Du kleines Mädchen!“ Dabei lächelte er auf sie herab und nickte ihr freundlich zu.

„Und endlich bist Du gekommen! Hast den ganzen langen Weg gemacht, nach mir armem kleinem Ding zu sehen!“

Die stumpfe Müdigkeit, welche auf ihrem Gesicht gelegen, war jetzt verschwunden und ein glückliches Lächeln verklärte dasselbe.

Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, durchströmte eine unbeschreibliche Freude ihr ganzes Wesen. Ihre Arme umschlossen seinen Hals, schweigend und mit strahlenden Augen blickte sie in sein Gesicht.

„Die Zeit ist Dir also recht lang und einsam er-schienen?“ sagte er.

„Ich hatte niemand, mit dem ich sprechen konnte,“ erwiderte sie.

„Nun, Du undankbares kleines Ding, Du hättest die

gute Frau Drayton und ihren Sohn und alle die munteren jungen Burschen von Hendon, welche hieher kommen, um am Schenkstisch zu trinken und dem kleinen Schenkstisch hübsche Sachen zu sagen und —“

„Ich meine nicht das! Ich hatte niemand, mit dem ich von Dir sprechen könnte,“ sagte sie, die Stimme zu leisem Flüstern sinken lassend.

„Aber Du gehst zuweilen aus — in das Dorf oder nach London?“ fragte er.

„Nein, ich gehe niemals aus, jezt schon gar nicht!“

„Dann ist's also mit Deinen Augen wirklich schlimmer?“

„Es ist nicht der Augen wegen. Aber gleichviel! O, ich wußte, Du werdest mich nicht vergessen. Nur zuweilen abends, wenn die Dämmerung kam und ich ganz allein beim Feuer saß, hörte ich eine Stimme sagen: „Er entbehrt mich nicht; er wird nicht kommen, nach mir zu sehen.“ Aber das war nur unnütze Furcht, nicht wahr?“

„Nun, natürlich!“

„Und dann, wenn die Kinder kamen, die Nachbarkinder, und ich die kleinen, herzigen Dinger zu Bett brachte und sie mir ihre Gebete vorsagten, und ich auch versuchte, zu beten, — zuweilen fürchtete ich mich, zu beten — und dann — und dann —“ sie blickte scheu um sich und ließ ihre Stimme sinken — „sprach wieder eine Stimme in meinem Innern: „Warum ließt er mich nicht unbeachtet!“ Ich war so glücklich damals!“

„Du bist ein nervöses kleines Wesen. Du wirst auch wieder glücklich sein. Nun bist Du doch glücklich, nicht wahr?“ sagte er.

Ihre umflorten, rotgeränderten Augen, welche jezt aber durch das Gefühl selbstloser Liebe erleuchtet wurden, blickten zu ihm auf in der stummen Freude vollkommenen Glückes.

„Ja,“ sagte sie und legte ihr niedliches kleines Köpfchen an seine Brust.

„Aber Du hättest auch Spaziergänge machen sollen, lange, heitere, gesunde Spaziergänge!“ sagte er.

„Das that ich auch, während die Rosen blühten und die Dahlien, und ich sammelte so viele von ihnen, bis Du kommen würdest; auch Moosrosen und weiße Rosen. Aber Du kamst so lange nicht und sie welkten, und dann konnte ich sie nicht wegwerfen, denn, siehst Du, sie waren ja Dein. Deshalb legte ich sie in das Buch, das Du mir gabst, ich werde sie Dir zeigen!“

Eifrig ging sie nach dem innern Zimmer, um ein kleines Buch mit Goldschnitt vom Tisch zu nehmen. Er folgte ihr mechanisch, kaum auf ihr glückliches Geplauder acht gebend.

„Und gab es nicht irgend einen jungen Burschen in ganz Hendon, um Dich auf Deinen einsamen Spazierwegen zu begleiten und Dich etwas aufzuheitern?“

Sie öffnete ihr Buch mit zitternden Fingern und bestürzten Blicken.

„Wie? — War kein hübscher junger Bursche da, der Dir zuflüsterte, Du seiest ein liebes kleines Ding und hättest kein Recht, so trübselig und allein umherzugehen? Keiner? Wie?“

Ihr früherer schwermütiger Blick erschien wieder.

„Nun, Mercy, sage mir die Wahrheit — wie?“

Ihre zitternden Finger zerknitterten die welken Rosen; sie wollte sprechen, aber ihre Kehle war wie vertrocknet.

Er blickte herab auf ihr trauriges Gesicht, das sich mit immer tieferen Schatten bedeckte, und dann murmelte er, wie mit sich selbst sprechend:

„Ich sagte doch Borne, dieses Nest, dieser abgelegene Winkel sei kein Ort für das Mädchen. Er hätte sie nach London bringen sollen.“

Das Herz des Mädchens war schwer betrübt. Das Buch schloß sich und fiel zurück auf den Tisch.

„Und nun, Mercy,“ sagte Hugo, „nun hoffe ich, daß Du ein gutes, kleines Weibchen bist und thust, wie ich Dir sage, ohne ein Wort zu sprechen, willst Du?“

Das kindliche Gesicht erblickte sich und Mercy nickte, indem eine Thräne über ihre Wange lief. In demselben Augenblick steckte sie die Hand in die Tasche ihrer Musselinschürze, nahm ein Paar gestrickter Handschuhe heraus und versuchte sie Hugo anzuziehen.

Er befah das Geschenk, lächelte und sagte:

„Ich werde sie nicht nötig haben, jezt nicht, meine ich; sieh, ich trage lange Handschuhe, mit Pelz besetzt, die Deinen aber werde ich in die Tasche stecken. Was für ein betrübtes kleines Ding! Schon wieder weinen?“

Mercys liebe Träume schwanden einer nach dem andern, sie erhob jezt schüchtern ihre kleine Hand, bis diese leicht auf seiner Brust ruhte.

„Höre mich,“ sagte Hugo. „Ich gehe jezt fort, aber ich werde bald wieder zurück sein. Ich muß ja auch noch mit Frau Drayton sprechen und ihr noch einiges bezahlen, Du weißt es.“

Die schüchtern erhobene Hand sank schlaff wieder zu des Mädchens Seite herab.

„Wenn ich zurück komme, werde ich wahrscheinlich einige Freunde bei mir haben, eine Dame und einen Herrn. Aber — ich muß sie allein sprechen, ganz allein, und sie dürfen Dich nicht sehen. Verstehest Du?“

Eine tiefe, stumme Traurigkeit lastete auf Mercys Herz.

„Aber sie werden bald wieder gehen und dann, morgen, werden wir weiter sprechen und ich werde versuchen, dafür

zu sorgen, daß Du nicht mehr so einsam lebst, sondern auch etwas von der Welt siehst. Und dann werden wir auch zum Arzt gehen wegen Deiner Augen, und Du wirst wieder wohl sein und suchen, zu vergessen —

„Vergessen?“ sagte das Mädchen verzagt. Ihre Stimme erstarb in trockener Kehle.

„Ich meine — das heißt — ich hoffte nämlich — natürlich meine ich, alle die Kümernisse in Cumberland sollst Du vergessen. Und nun gehe zu Bett, wie ein gutes kleines Mädchen! — Ich muß fort. — Ach, wie spät! — Sieh, es ist bereits dreiviertel auf elf Uhr und zudem geht meine Uhr etwas nach.“

Er ging in das Wirtszimmer, indem er seinen Rock bis zum Hals zuknöpfte. Das Mädchen folgte ihm niedergeschlagen. Hinter dem Schenktisch war Frau Drayton beschäftigt, Gläser zu waschen.

„Vergessen Sie nicht, meine kleine Freundin sehr frühe zu Bett zu schicken. Sehen Sie, wie rot ihre Augen sind. Und lassen Sie ein gutes Feuer im Zimmer links machen. Sie werden Gäste bekommen, Sie brauchen aber keine Schlafzimmer bereit zu halten, denn sie werden nicht lange bleiben. Lassen Sie sehen, wann geht der letzte Zug?“

„Nach London? Der letzte geht um halb ein Uhr,“ sagte die Wirtin.

„Sehr gut, ich werde wiederkommen, Frau Drayton. Gute Nacht, Mercy, und Sorge mir für ein fröhliches Gesichtchen. Nun, küsse mich! Gute Nacht! Was für ein zärtliches, dummes, kleines, niedliches — Gänschen! Und denke daran, daß Du zu Bett und eingeschlafen sein mußt, wenn ich zurückkomme, oder ich werde sehr böse sein! Ja, wirklich! Du hast mich nie zornig gesehen! Nun, gute Nacht!“

Die Thüre öffnete sich und schloß sich wieder. Mercy ging in ihr Zimmer zurück. Es war unfreundlich und öde jetzt, wo die glücklichen Stimmen der Kinder verhallt waren. Das Herz des Mädchens litt unter einer dumpfen Hergensangst, unter einer stummen, toten und kalten Pein. Mercy fühlte sich allein und verlassen.

Vielleicht scherzte er nur, als er nach ihren Spaziergängen mit jungen Burschen fragte; als er sagte, sie solle versuchen, zu vergessen, und sie dürfe nicht gesehen werden, dachte sie. „Ja, es muß Scherz gewesen sein,“ sprach sie vor sich hin, „er wußte ja, wie sehnsüchtig und bange ich ihn erwartet habe — ihn ganz allein.“

Dann nahm sie das Buch wieder auf, das er kaum angesehen hatte. Es öffnete sich bei einer gelben, getrockneten Rose, welche den Saft ihres Herzes auf dem weißen Blatt vergossen hatte.

„Ja, er scherzte nur,“ sagte sie und lachte ein wenig und dann fiel ein großer Tropfen auf das offene Blatt und auf die tote Blume.

Darauf versuchte sie, tapfer zu sein und sich wieder zu fassen.

„Ich darf nicht weinen, die Augen schmerzen so sehr davon. Ich muß sie gesund und stark erhalten, o ja, ich muß gesund und stark sein, wenn — wenn — die Zeit kommt.“

Sie erhob langsam wieder den Kopf, während sie sinnend da stand, und ein Lächeln wie Frühlingssonnenstrahl auf stillem Wasser erschien auf ihrem gedankenvollen Gesicht.

„Er hat mich geküßt,“ sagte sie glücklich, „und kam, um nach mir zu sehen, diesen langen, weiten Weg her! Und wenn er nicht wiederkommt, bis — bis — dann — ach, wie wird er dann sich freuen, o, so sehr sich freuen!“

Der Gedanke an die bevorstehende Stunde, wo ihr kleines, armes Herz so reich sein werde im Besitz eines Eigentums, das ihr das Teuerste von der ganzen Welt sein werde, gerade deshalb, weil es nicht ihr allein gehören sollte, verklärte wie der Traum eines schlafenden Kindes ihr kleines Gesicht. Sie ging hinaus in das Wirtszimmer, um eine Kerze anzuzünden.

„Also das ist Ihr Liebhaber, nicht der Advokat?“ sagte Frau Drayton, geschäftig umherlaufend.

„Ich brauche jetzt nicht mein Gesicht zu verbergen, jetzt, wo er gekommen ist, nicht wahr?“ sagte Mercy.

„Nun, er kann mit seinem Geld machen, was er will, und ich hoffe nur, daß Ihnen auch einiges davon zufließen wird. Ich sage Ihnen, Sie werden's brauchen können, drum nur das Eisen geschmiedet, wenn's warm ist — so sag' ich!“

Mercy that, wie ihr geheißsen war, sie ging in ihr Schlafzimmer. Aber ihr Kopf war zu voll von Gedanken, als daß sie hätte schlafen können. Sie betrachtete ihr Gesicht im Spiegel und lächelte und errötete, weil er es hübsch genannt hatte. Es erschien auch ihr hübscher als je.

Nach einer halben Stunde erinnerte sie sich, daß sie das Buch auf dem Tisch in dem Nebenzimmer gelassen hatte. Sie schlich die Treppe hinunter, um es zu holen. Als sie oben auf dem Treppenaufgang stand, hörte sie ein kräftiges Pochen an der Hausthüre.

Daselbe versuchte in einem Augenblick alle ihre glücklichen Träume.

Als Hugo auf die Straße getreten, war es dunkle Nacht. Noch etwas geblendet von dem gelben Licht in dem Gasthause, konnten seine Augen kaum den Weg ent-

decken oder auch nur undeutlich die schwarze Linie der dichten Hecke erkennen. In seinen Augenbrauen und seinem Bart sammelte sich die Feuchtigkeit der Luft in großen Tropfen, welche zu Eis erstarrten.

Es war bitter kalt. Der Nebel, der vom Flusse aufstieg, verbreitete sich über das kalte, offene Feld, das rechts und links der Straße lag.

Hugo schritt rasch vorwärts.

„Es ist keine Zeit zu verlieren,“ dachte er, „wenn ich auf dem Bahnhof sein will, wenn der Zug aus dem Norden durchgeht. Ich hätte gerne einen Blick auf meinen Mann geworfen. Und würde es auch gethan haben, wenn das Mädchen mich nicht gestört hätte.“

Mit dem scharfen Wind im Rücken, ging er noch rascher, während seine Augen nach und nach sich an die Dunkelheit gewöhnten. Er dachte an die Möglichkeit, daß Bornes Telegramm ein Irrtum sein konnte. Es war kaum anzunehmen, daß Paul und Greta jemals etwas vom Gasthause zum Falken gehört haben sollten, und was konnte sie vernünftigerweise veranlassen, in Hendon zu übernachten, während sie doch so nahe an London waren?“

Seine Gedanken wanderten zurück zu Mercy Fischer. In diesem Augenblick war sie wohl in angenehme Träume versunken, wie glücklich sie ihn in Bälde machen würde. Er dachte mit Verdruss daran, daß das Mädchen ein Verbindungsglied mit den Leuten in Cumberland sei. Ja — und dazu noch das einzige Verbindungsglied — sollte vielleicht Mercy... Nein, der Gedanke, daß Mercy falsch gegen ihn sein könnte, war wirklich zu lächerlich. Wenn er noch auf dem Bahnhof kommen konnte, bevor der Zug aus dem Norden dort anhielt, so konnte er selbst sehen, ob Paul und Greta ausstiegen. Sie mußten in diesem Zuge sein, und wenn sie sich nicht zeigten, so wollte er denselben ebenfalls benützen und mit ihnen nach London fahren. Denn Borne konnte ja vielleicht doch ein Versehen begangen haben.

Der Weg war lang und mühsam. Die Entfernung erschien ihm jetzt viel größer, als er gedacht hatte. An der Ecke eines Zaunes zündete er ein Zündholz an, um nach der Uhr zu sehen. Es war elf Uhr — zu spät, wenn die Uhr mehr als eine Minute nachging.

In diesem Augenblick hörte er das Pfeifen eines Zuges und vernahm durch das Brausen des Windes das Läuten der Signalglocke. Es war wirklich zu spät, er hatte noch immer fünf Minuten bis zum Bahnhof.

Er eilte indessen weiter, er lief nicht mehr, er rannte jetzt. Noch etwa dreihundert Schritte war er vom Bahnhof entfernt, als er ein donnerndes Krachen und einen entsetzlichen Schrei vernahm, auf welchen sofort Lärm und Stimmengewirr folgte. Schmerzensrufe, Geschrei, Stöhnen, Wehklagen, alles war vereint in dem einen Schrei des Entsetzens, welcher die dicke Nachtlust durchdrang.

Hugo beflügelte seine Schritte noch mehr.

Dann sah er verflüchtete Männer und Frauen in dem Lichte eines Feuers, das wie ein gefallenes Pferd leuchtete, erscheinen und wieder verschwinden.

Der Zug aus dem Norden war verunglückt. Ein Duzend Schritte von der Station waren die Maschine und drei der vordersten Wagen entgleist, hatten ihre Verbindungsketten zerrissen und waren den Damm hinabgestürzt. Die letzten vier Wagen waren unbeschädigt auf den Schienen stehen geblieben.

Frauen, welche aus den umgeworfenen Wagen durch die Fenster herausgezogen wurden, flohen mit schreckensbleichen Gesichtern auf das in Finsternis liegende freie Feld. Männer saßen mit entsetzten Blicken rat- und hilflos auf dem Grase. Einige entschlossene Leute, deren Thatkraft das Unglück erregt, versuchten die Wagen aufzurichten. Von der Station kamen Beamte mit Laternen und nahmen die Verwundeten auf, um sie an einer sicheren Stelle niederzulegen.

Die Scene war herzerreißend, nur zwei der Unfälle aber haben Bezug auf unsere Erzählung. Ueber alles übrige, Lärm, Tumult, Angst, sinnlose Furcht und mannigfache Aufopferung möge ein Schleier gezogen sein.

Das Schicksal hatte in dieser verhängnisvollen Stunde drei Männer zusammengeführt, deren Lebensläufe bisher weit getrennt waren, von jetzt an aber in enger Verbindung miteinander, im Guten und Bösen, bleiben sollten.

Hugo lief wie wahnsinnig umher und blickte forschend in jedes Gesicht. Er nahm eine Laterne auf, die jemand hatte stehen lassen, und rannte damit hin und wieder in der Dunkelheit. Bald bückte er sich, um das Licht auf die auf der Erde Liegenden fallen zu lassen, bald erhob er es wieder zu den Fenstern der unbeschädigten Wagen.

In diesem Augenblick schien das Eis seiner Seele zu schmelzen. Angesichts des grauenvollen Wertes, des erbarmungslosen Schicksals verschwanden seine eigenen herzlosen Pläne. Endlich sah er das Antlitz, nach dem er suchte; sofort stellte er die Laterne beiseite und wandte das Glas derselben von sich ab.

„Bleibe hier, Greta,“ sagte eine Stimme, „ich werde sogleich bei Dir zurück sein, ich will nur sehen, ob ich dort etwas helfen kann.“

Der Mann ging in der Dunkelheit an ihm vorüber.

„Horch!“

Hugo hörte einen Schrei vom Feld herüber, wo man die Verwundeten niedergelegt hatte.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe! Räuber! Hilfe!“ erscholl es aus der Dunkelheit.

„Wo seid Ihr?“ fragte eine andere Stimme.

„Hier! — Hilfe! Hilfe!“

Hugo rannte auf die Stelle zu, von der die erste Stimme gekommen war, und sah die Gestalt eines Mannes, der sich über etwas bückte, das auf der Erde lag. Im selben Augenblick rannte ein anderer Mann herbei und ergriff die gebückte Gestalt. Es folgte ein kurzer, heftiger Kampf. Die beiden Männer waren von derselben Größe und derselben Stärke. Dann folgte ein Geräusch, als ob Kleider zerrissen würden.

Im nächsten Augenblick rannte einer der Männer wie der Wind vorbei und verschwand in der Dunkelheit auf dem Felde. Aber Hugo hatte die Laterne emporgehoben und einen raschen Blick auf sein Gesicht geworfen. Er erkannte ihn.

Eine Gruppe hatte sich um den Verwundeten auf der Erde und den andern, der ihn verteidigt hatte, gesammelt.

„Konnten Sie den Schurken nicht festhalten?“ sagte der eine.

„Ich hielt ihn, bis die Fesseln von seinem Rock in meiner Hand blieben; sehen Sie hier,“ sagte der andere. Hugo kannte die Stimme.

„Ein Stück von irischem Fries, wie es scheint,“ sagte ein dritter, „sie müssen ihn beim Rocktragen gefaßt haben. Geben Sie mir dies in Verwahrung; ich bin Polizeibeamter. Wie ist Ihr Name, mein Herr?“

„Paul Ritson.“

„Und Ihre Adresse?“

„Ich war auf dem Wege zu Morleys Hotel, Trafalgar Square. Wie heißt dieser Ort hier?“

„Hendon.“

„Könnte man wohl ein Unterkommen hier für die Nacht finden? Ich habe eine Dame bei mir.“

„Am besten, Sie fahren weiter bis London mit dem Zug um zwölf Uhr dreißig.“

„Die Dame ist zu sehr angegriffen durch die Ermüdung und die Aufregung. Gibt es hier irgend ein Hotel oder ein Gasthaus?“

Ein Träger näherte sich.

„Der Kalle ist am nächsten zur Hand, ungefähr zwanzig Minuten, mein Herr. Drayton — so nennt sich der Wirt — ist irgendwo hier auf dem Bahnhof. Drayton!“ rief er laut.

„Können Sie mir ein Gefährt verschaffen, mein guter Mann?“

„Ja wohl, mein Herr!“

Der Polizeibeamte wandte sich inzwischen zum Gehen. „Dann kann ich Sie also im Falken erfragen?“

sagte er.

Hugo hörte alles mit an. Er ließ die Laterne auf der Erde stehen, so daß in der Dunkelheit nicht ein Gesicht von der ganzen Gruppe zu sehen war.

Eine Viertelstunde später kloppte Hugo ganz außer Atem an die Thüre des Gasthauses. Die Wirtin rüttelte an der eisernen Verschlußstange hinter der Thüre.

„Nacht schnell!“ sagte Hugo.

Die Thüre öffnete sich und er trat hastig und ganz in Schweiß gebadet ein.

„Ist Euer Sohn zurück?“ fragte er, nach Atem schnappend.

„Zurück? Nein, Herr! Es ist schon viel, wenn er vor morgen nach Hause kommt. Er ist nirgends —“

„Hört auf mit Eurem Schwatzen. Das Mädchen ist in ihrem Zimmer? Geht und dreht den Schlüssel um an ihrer Thüre.“

In diesem Augenblick hatte Mercy, welche eine Zeit lang unschlüssig oben an der Treppe gestanden war, schüchtern in das Zimmer zu treten gewagt. Als sich Hugo umwandte, fand er sich ihr gerade gegenüber. Bei ihrem Anblick wurden seine hochgeröteten Wangen bleich vor Zorn.

„Sagte ich Dir nicht, Du solltest zu Bett gehen?“ raunte er ihr in leisem, drohendem Tone zu.

„Ich kam nur wegen — Ich kam herab, um —“

Hugo, sei nicht zornig über mich!“

„Nein. Aber dann gehe wieder hinauf, bleibe nicht hier stehen! — Schnell, und schließe Deine Thür ab. Hörst Du?“

„Ja, ich gehe schon. Du bist nicht zornig über mich, nicht wahr?“

„Nun, nein, meinetwegen auch nicht. Aber mache nur, daß Du fortkommst, und schnell, hörst Du? Warum gehst Du nicht?“

„Ich kam nur herab wegen — ich kam nur —“

„Gott, was für Thorheiten! Das Mädchen fällt in Ohnmacht. Nun, es hat nichts zu bedeuten. Hier, Wirtin, bring ein Licht, zeigt mir den Weg. Sie ist nicht schwer zu tragen! Aber geht doch hinauf! Was für eine langsame Schnecke Ihr seid, altes Weib! Welches Zimmer?“

(Fortsetzung folgt.)

Ein seltsamer Wachposten.

Ein Bild aus dem französischen Soldatenleben.



Der junge Vicomte Guy de la Hurlotte hatte durch eine lange Reihe von dummen Streichen endlich die Geduld seines Vaters erschöpft, der ihm in Gegenwart der nur allzu nachsichtigen Mutter eines schönen Tages eröffnete, er habe für seinen hoffnungsvollen Sohn ein Engagement auf fünf Jahre in einem französischen Infanterieregimente genommen.

Guy, dessen Wahlpruch war, man könne sich überall amüsieren, war vollkommen mit dieser Maßregel seines Vaters einverstanden und verlangte nur, daß sein künftiger Garnisonsort nicht zu weit von Paris entfernt liegen möge. „Warum nicht lieber gleich in der Kaserne der Pépinière, zwei Schritte vom Boulevard?“ rief der Graf erregt aus. „Nein, mein Schönschen, Du wirst nach dem Senegal gehen!“

„Nach dem Senegal!“ schluchzte die Gräfin, in Thränen ausbrechend. „Nach dem Senegal, von wo noch kein Mensch zurückgekehrt ist!“

„Nun, dann meinetwegen nach Algerien,“ entgegnete Graf de la Hurlotte.

Schließlich einigte man sich, nach erneuten Lamentationen

ich es nicht geglaubt. Sie sind ja durchaus nicht dick (gros) und haben verteuft wenig von einem Major! Bis jetzt habe ich mir einen Gros-Major immer wie eine



Art von galonirtem Weinsack vorgestellt und finde nun eine Latte in Zivil!“

Der Offizier, bereits in hohem Grade indigniert über diese impertinenten Bemerkungen, schäumte vor Wut, als er aus der Markstroute erfuhr, daß er es mit einem einfachen Engagierten zu thun habe.



der besorgten Mutter, über das Städtchen L, eine kleine Garnison in der Normandie, ziemlich langweilig und ohne ein einziges Nachtrestaurant.

Der Eintritt des jungen Grafen in das militärische Leben entsprach vollständig den hervorragenden Leistungen während seines bürgerlichen Wandels. Mit der lebenswürdigen Ungeniertheit und der aristokratischen Leichtigkeit, um welche ihn seine Kameraden bewunderten, betrat Guy, seine Marschrouten in der Hand, das Bureau des Offiziers, der mit den schriftlichen Arbeiten des Regiments betraut war, des Regimentschreibers oder Gros-Major.

„Guten Tag, meine Damen, guten Tag, meine Herren! — Ah, Pardon, es sind keine Damen hier, was ich aufrichtig bedaure! Ich möchte gern den Gros-Major sprechen, mein Herr!“ rief der Vicomte gleich beim Eintritt aus.

„Das bin ich,“ entgegnete ein alter, dürrer, bissig aussehender Mann, mit einer Kermelweste bekleidet.

„Was, Sie sind der Gros-Major!“ rief Guy aus äußerster Erstaunen aus, sein Monocle ins rechte Auge klemmend. „Wahrhaftig, wenn Sie es nicht selbst gesagt, hätte



Die Underschwärztheit des jungen Vicomte erhielt sofort ihren Lohn in der Form von acht Tagen Kasernenarrest und dem Versprechen, ihn noch besonders keinem Compagniechef empfehlen zu wollen.

„Ich werde Ihnen dafür außerordentlich verbunden sein, Herr Gros-Major,“ entgegnete der übermütige Guy. „Man kann seinen Vorgesetzten nie genug empfohlen werden!“

Guy de la Hurlotte wurde sehr bald der Liebling des ganzen Regiments. Er entwickelte zwar bei der Erfüllung seiner militärischen Pflichten eine so reiche Phantasie und beging so viel gar nicht vorherzusehende Dinge, daß die Disziplin dabei recht häufig zu kurz kam; wer konnte das aber diesem verteuftelten Vicomte übelnehmen, diesem lebenswürdigen, gutherzigen Menschen, der stets die Börse und vortreffliche Cigarren für jedermann bereit hatte?

Mit dem bescheidenen Zuschusse, den er von seinem Vater erhielt, und dem großartigen Kredit, welchen er sich in der Stadt verschafft, führte Guy beim Regiment ein Leben wie ein Grandseigneur, für welchen weder Verbote noch Reglements existieren. Dessenungeachtet erwählte er gleich in den ersten Tagen seines Eintritts ins Regiment zwei Tage sallo de police.

Als er mit seiner Compagnie eines Tages durch die Hauptstraße von L marschierte, richtete er eine äußerst stürmische Liebeserklärung, begleitet von zahllosen Kuhhändchen, an eine junge Frau, welche von ihrem Balkon aus dem Vorübermarsche der Compagnie zuschaute.

Empört über diese ungehörige Handlung, diktierte ihm sein Compagniechef, Kapitän Lemballeur, nach der Rückkehr zwei Tage sallo de police, „weil er in Reih und Glied eine ‚tumultuöse, gestikulierende‘ Haltung angenommen, welche sich für einen so jungen Soldaten nicht schickte.“

Der Vicomte trug eifrig Sorge für die Verbreitung der „tumultuösen und gestikulierenden Haltung“, mit welchen Worten der würdige Kapitän sein ungehöriges Benehmen bezeichnet hatte; dieselben erregten im Regiment und in der Stadt so viel Spott und Gelächter auf Kosten des armen Compagniechefs, daß dieser es schließlich gar nicht mehr wagte, den unverbesserlichen Guy zu bestrafen. Sogar der Oberst konnte es nicht übers Herz bringen, den jungen



Mann wegen dessen zahllosen, mit vielem Humor und Witz ausgeführten Streichen und Scherzen zur Rechenschaft zu ziehen, sondern begnügte sich, die Ähseln mit dem Ausrufe zu zucken: „Dieser verteuftelte La Hurlotte!“, wenn wieder einmal eine Meldung gegen denselben einlief.

Die Krone seiner Schelmstücken war unbestritten folgender Streich, welchen der junge Vicomte während des Karnevals ausführte.

Eines Sonntags befand sich unser Held auf Wache und mußte von zehn Uhr abends bis Mitternacht Posten stehen bei einem etwa dreihundert Meter von der Wache entfernten Magazin. Gerade an jenem Abend fand in einem in der Nähe dieses Magazins gelegenen Hause ein großer Kostümball statt, zu welchem die ganze feine Welt von L eingeladen war.

Als einige Gäste bei dem Schilderhause vorübergingen, um sich zum Ball zu begeben, erkannten sie zu ihrer Ueberraschung in dem auf Posten stehenden Soldaten den farnieusen Vicomte, der bei den Bewohnern der Stadt ebenso beliebt war wie im Regiment.

„Was zum Henker! La Hurlotte, Sie kommen heute abend nicht zum Balle?“

„Ich bedaure es unendlich, aber es würde mir außerordentlich schwer werden, mich in diesem Augenblicke von hier zu entfernen. Man hat mir die Bewachung dieses Gebäudes hier anvertraut, und wenn dasselbe während meiner Abwesenheit gestohlen werden sollte, würde ich gezwungen sein, es dem Staate zu ersetzen, was meinen armen, ohnehin schon schwer geprüften Papa in den fürchterlichsten Zorn versetzen würde.“

„Aber können Sie sich denn nicht auf ein paar Stunden vertreten lassen?“

„Wahrhaftig, das ist eine gute Idee!“

In der That, das war eine Idee, wenn auch keine gute, sondern sogar eine sehr schlechte, aber für Guy galt selbst eine schlechte Idee immer noch mehr als gar keine; zudem ging in demselben Augenblick ein Soldat seiner Compagnie vorüber.

„Geda, Baudru, willst Du fünf Franken verdienen?“

„Warum nicht, es fragt sich nur, was ich dafür thun soll?“ entgegnete der Soldat, ein schlüchterner junger Mensch.

„Du sollst für mich Posten stehen bis ein Viertel vor zwölf Uhr.“



Zuerst zitterte Baudru vor dieser dienstwidrigen Zumutung, aber fünf Franken waren auch nicht zu verachten. „Na, meinnetwegen,“ sagte er schließlich, „gib mir Deinen Tornister und Dein Gewehr, sei aber ja zur richtigen Zeit wieder hier!“

Der Eintritt Gays in den Ballsaal erregte allgemeine



Sensation. Er hatte in der großen Halle des Hauses eine prachtvolle Rittersrüstung gefunden und mit Hilfe eines Dieners angelegt; den Helm auf dem Kopfe, galoppierte er dann, mit eingeklegter Lanze, in den Saal, wie bei den alten Turnieren. Die zu besiegenden Feinde wurden durch einige mit Pastetchen garnirte Schüsseln und Theekassen dargestellt, deren Trümmer sehr bald den Fußboden bedeckten. Die Dame des Hauses äußerte bereits ernsthafte Besorgnis für



den Rest ihres Porzellangeschirres, als der Soldat Baudru leichenblau in den Saal stürzte mit den Worten:

„Mache schnell, daß Du auf Deinen Posten kommst, La Hurlotte! Der Rondeoffizier kommt. Da, nimm Dein Gewehr und Deinen Tornister, ich mache mich aus dem Staube!“

Im ersten Moment war Guy ganz erstarrt bei dieser Schreckensnachricht. Die Kriegsartikel leuchteten in flammenden Lettern vor seinen Augen: Kriegsgericht — Verlassen des Postens — Todesstrafe!

Dann aber gewann er wieder seine Kaltblütigkeit. Die Rüstung abzu-legen, hätte zu viel Zeit erfordert, die Ronde hätte inzwischen zehnmal den Posten erreicht. „Ach was,“ rief er den ihn umringenden ängstlichen Bekannten zu, „ich gehe so, wie ich bin. Es wird mir schon eine Erklärung einfallen.“

Es war die höchste Zeit. Der Rondeoffizier und sein Laternenträger waren kaum noch fünfzig Meter vom Schilderhause entfernt, als er leuchtend den Posten erreichte. Guy trat entschlossen einen Schritt vor, fällte die Lanze und rief mit kräftiger, durch das herabgelassene Visier des Helms etwas gedämpfter Stimme: „Halt! Werda!“

Bei dieser unerwarteten Erscheinung ließ der Soldat seine Laterne fallen und auch der brave Kapitän Lemballeur — denn er war der Rondeoffizier — konnte sich eines lebhaften Erschreckens nicht erwehren.

Wenn die Vorfahren des Vicomte de la Hurlotte in diesem Augenblicke auf die Erde hätten zurückkehren können, würden sie über die Haltung ihres Enkels gewiß sehr befriedigt gewesen sein, denn Guy, ganz mit Eisen bedeckt, mit dem Helm auf dem Haupte und der gefällten Lanze an der Hüfte, sah in der That außerordentlich martialisch aus, hell beschienen vom Vollmond.

Endlich sagte der Kapitän, nachdem er sich von der ersten

Überraschung erholt:

„Ich wette, daß Sie es wieder sind, La Hurlotte!“

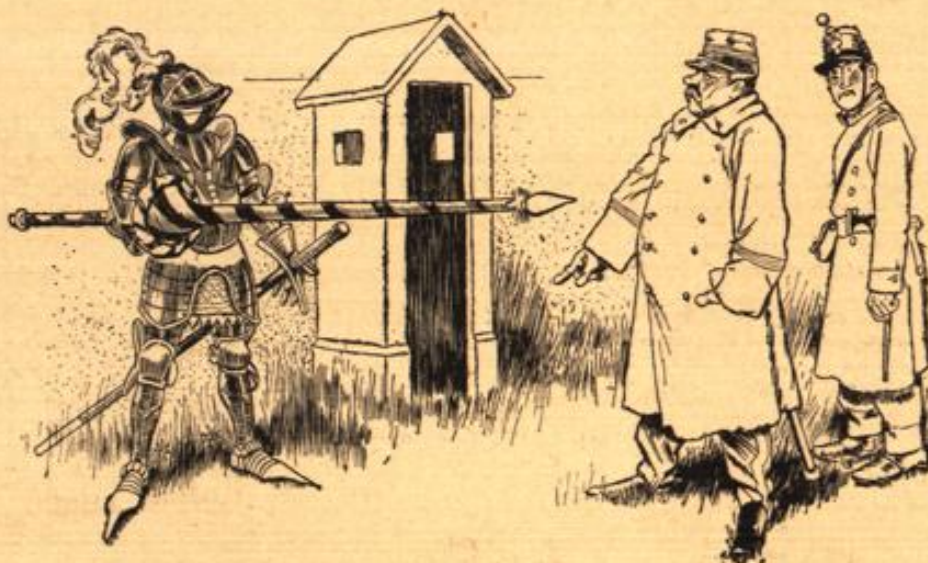
Nach einiger Anstrengung war es Guy gelungen, das Visier seines Helmes aufzuschlagen.

„Ich will Ihnen sagen, mein Kapitän,“ begann er, „da es etwas kalt wurde, habe ich —“

„Ja, ja, mein Junge, nur immer zu!“ unterbrach ihn der Kapitän. „Ich weiß ganz wohl, daß es Ihnen nicht

an Keckheit fehlt, doch dieses Stüdchen ist etwas gar zu toll! Thun Sie mir den Gefallen, mein Lieber, und bringen Sie dieses Ehrengeschirr wieder an den Ort, von wo Sie's geholt haben, das übrige wird sich finden.“

Guy, nachdem er die Rüstung in die Halle zurückgebracht und sein Gewehr nebst Tornister wieder an sich genommen, bezog seinen Posten mit großer innerer Unruhe in Rücksicht auf die Folgen seines Streiches, ein Gefühl, das ihm sonst gänzlich fremd war.



Seinerseits war Kapitän Lemballeur nicht weniger beunruhigt bezüglich der Form, in welcher er die Bestrafung von La Hurlotte begründen sollte; denn seine Kameraden hatten ihn noch immer zum besten wegen der jamaikanischen und gestikulirenden Haltung. Er trat in das Wachlokal,



verlangte das Wachbuch, fragte sich eine Weile den Kopf und trug dann folgende Sentenz ein:

„Zwei Tage Kasernenarrest dem Soldaten de la Hurlotte, weil er auf Posten eine Phantasieuniform angelegt hat.“

Ahnung und Anzeichen.

Von

E. Busch v. Bessa.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Daß wir das Zukünftige voraussagen können, ist ganz begreiflich, da es aus dem Gegenwärtigen oder Vergangenen, entweder notwendigerweise oder nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, erfolgt. Wir können daher aus dem Gegenwärtigen oder Vergangenen schließen, daß künftig ein gewisses Ereignis eintreten werde. In diesem Falle erwarten wir es. Zu diesen Erwartungen gehören auch die Ahnungen, das heißt die Erwartungen künftiger Ereignisse, welche nicht durch Verstandeschlüsse, sondern durch irgendwelche unbestimmte Gefühle zu Stande kommen. Von diesem geistigen Vermögen wurde bis jetzt noch keine genügende physiologische Erklärung gegeben und es wird wohl auch noch langer Zeit bedürfen, ehe eine solche gelingt. Wir wollen uns hier auch nicht mit der Lösung dieser Aufgabe beschäftigen, sondern nur einige Beispiele merkwürdiger Vorausahnungen anführen, von denen wir annehmen, daß sie ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen.

In Goethes Familie, sowohl mütterlicher als väterlicherseits, war das Ahnungsvermögen nicht selten. So jagte zum Beispiel Goethes Großvater, wie Bettina v. Arnim erzählt, einen großen Brand und die unvermutete Ankunft des Kaisers voraus; ebenso erfuhr er durch einen Traum, daß er Schiffe werden würde, und hatte später die bestimmte Ahnung, zum Schulkolleg gewählt zu werden. Eine Schwester der Mutter Goethes schaute in Träumen verborgene Dinge. Goethes Großmutter kam einst nach Mitternacht angstvoll in die Schlafstube der Töchter, weil sie in ihrem Zimmer ein Rauschen und Knittern von Papier, dann einmal tiefes Seufzen gehört und es sie kalt angeweht hatte. Kurz hernach erschien ein Fremder, der ihr ein ganz zerfetztes Papier überbrachte, worüber die alte Frau in Ohnmacht fiel. In jener Nacht, wo ihr das Begegnete, hatte nämlich ein sterbender Freund nach Papier verlangt, um ihr in einer wichtigen Sache zu schreiben, aber vom Todesstempel ergriffen das Papier zerfetztes, dann zweimal tief aufgeschreckt, worauf er starb. Jene Angelegenheit betraf aber das Schicksal einer Waise jenes Freundes, deren sich Goethes Großeltern edelmütig annahmen.

Todesahnungen kommen häufig vor. Brantome erzählt zum Beispiel in seinem Werke: „Vies de grand capitaines“, daß der Comte de Bourbon am Tage der Erstürmung von Rom, bei welcher er getötet wurde, eine Anrede hielt, worin er den Truppen verfügte, daß er in Wahrheit erkenne, daß dieses die Stadt sei, bei deren Wegnahme er umkommen werde, was jedoch kein geringster Kummer sei, wenn ihm nur unvergänglicher Ruhm bleibe. Ein anderes Beispiel der Vorausahnung des nahen Todes gibt uns der Prediger Chamier. Als die hugenottische Stadt Montauban im Jahre 1621 vom König von Frankreich belagert wurde, sagte der Pfarrer bei einer Morgenpredigt wiederholt bestimmt voraus, daß er noch am selbigen Tage sterben, der König aber nicht in die Stadt kommen werde. Abends wurde Chamier richtig von einer Kanonenkugel, und zwar an einem Orte getötet, wo man nicht glaubte, daß eine Kanonenkugel hingelangen könne und der König mußte nach einiger Zeit die Belagerung aufheben. Ebenso sagten General Tettau und ein Generaladjutant vor der Schlacht von Malplaquet (1709) ihren Tod voraus.

In einem Werke der Madame Véric-Gaudille finden wir einen Vorfall berichtet, der ebenfalls ein Beweis dafür ist, daß wir die Ahnungen und Vorhergesagte nicht kurzer Hand unter die abergläubischen Meinungen und Aemmenmärchen rechnen dürfen. Die Dame war zu einem Dejeuner eingeladen worden, wo sie erfuhr, daß ein Brief von dem Verlobten der Tochter des Hauses, der sich in Port-au-Prince befand, um die Kolonie gegen die Insurrektion der Neger zu verteidigen, eingetroffen sei. Bald sollte er nach Paris zurückkehren und die Hochzeit stattfinden. Das junge Mädchen macht die Honneurs bei der Tafel mit der größten Lieblichkeit und Anmut. Eben schlug die Uhr zwölf, als sie sich, plötzlich erleuchtend, mit den Worten vom Sitz erhob:

„Bruder, sage mir doch, welche Empfindung man hat, wenn man einen Edelstich empfängt?“

Ueber die sonderbare Frage erstaunt, erwiderte der Bruder:

„Das ist wie ein eiserner Schnitt.“

„Diese Empfindung habe ich soeben verspürt; wie ein kalter Schnitt drang es mir durchs Herz — mein Bräutigam ist gefallen!“ Mit diesen Worten sank das Mädchen ohnmächtig in die Arme ihres Bruders.

Acht Monate später brachte ein Schiff die Nachricht, daß der junge Mann an jenem Tage um zwölf Uhr Mittags im Kampfe getötet worden sei.

Einen ähnlichen Fall besprach im Anfang der vierziger Jahre ganz Wien. Beim Grafen Traun war eine heitere Abendgesellschaft versammelt, bei welcher das Gespräch auch auf Ahnungen und Vergleichen kam. Einer der anwesenden Kavaliere, dessen Gattin sich auf Reisen befand, bemerkte hierbei lächelnd: „Könnte ich an Ahnungen glauben, so müßte ich mir einbilden, meiner Frau sei ein Unglück zugefallen. In voriger Nacht fuhr ich nämlich plötzlich aus dem Schlafe auf und sah meine Frau im Leichentuche vor mir. Ein Glanz für mich, daß ich in diesen Sachen sehr ungläubig bin.“ Am nächsten Tage traf die Nachricht in Wien ein, daß die Gattin jenes Kavaliere in derselben Nacht, wo sie vor seinem Bette erschienen, gestorben war.

Ludwig XVIII. erzählt im achten Bande seiner Memoiren, als er des Besuches gedenkt, den ihm der vom Throne gestohlene Gustav IV. Adolf in Hartwell machte, folgendes:

„Im Laufe eines unserer Gespräche bemerkte der König von Schweden, daß wenn er einige Tage vor dem Ausbruche der gegen ihn angezeigten Verschwörung an Anzeichen geglaubt hätte, er nicht überfallen worden sein würde. Als er sich nämlich in einem seiner Säle, der mit den Büsten mehrerer königlicher Vorfahren, unter anderen auch mit jener Gustav Wasas, auf dessen Haupt eine Krone saß, geschmückt war, befand, und die Statue dieses großen Herrschers betrachtete, sah er plötzlich das zierliche Blumenwerk des Diadems, als ob es mit einem Hammer zerklüftet worden sei, herabfallen. Sogar das Geräusch des Falles glaubte

Gustav IV. zu vernehmen. Er wurde hiedurch zwar in Erstaunen gesetzt, meinte jedoch, daß die Krone wahrscheinlich durch die Ungeheuerlichkeit eines Dieners zerbrochen und schlecht repariert worden sei, so daß sie von selbst sich losgelöst habe. Am nächsten Tage durchblätterte er mit seinem ältesten Sohne ein Buch, das die Abbildungen sämtlicher schwedischer Herrscher enthielt, wobei sich fand, daß das Bild Gustav Wasas herausgerissen worden war. Man fand das Bild in einem Kasten oder Koffer von Ebenholz auf, der der Sage nach jenem Monarchen gehört hatte und kugelförmig geformt war. „Alles das“, äußerte sich Gustav Adolf, deutete klar darauf hin, daß die alte Dynastie Schwedens ihrem Untergang entgegenging.“

Auch der Sturz Karls X. soll durch ein Anzeichen angekündigt worden sein. Diefem fiel bei der Eröffnung der verhängnisvollen Kammer Sitzung, welche der Julirevolution vorherging, die Toque vom Haupte, welche er statt der Krone trug. Sogleich wurde sie vom Herzog von Orleans aufgehoben, der sie dem König übergab. Die Bestürzung über diesen Vorfall verbreitete sich jedoch bald über ganz Frankreich, wenigstens über die royalistische Partei, da man eine schlimme Vorbedeutung für Karl X. in demselben erblickte.

Solcher und ähnlicher Vorkommnisse ließen sich noch eine große Anzahl anführen, jedoch halten wir die angeführten für genügend, um zu beweisen, daß es wahrhaftig doch Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Neander Anekdote.

Eines Morgens wurde an der Wohnung des berühmten Gelehrten die Klingel gezogen, und da dies sich wiederholte, so trat er selbst aus seinem Studierzimmer, um dem Ankömmling zu öffnen. Es war der Schneider, welcher dem Herrn Professor ein von ihm bestelltes neues Paar Beinleider überbrachte. Dieser probierte sie sogleich an, fand dieselben passend und ging in denselben, um sein Kolleg zu sehen, zur Universität. Das alte Paar ließ er auf dem Stuhl liegen. Als seine Schwester, welche während dieses Vorganges auf einem kurzen Ausgange begriffen und von dem Besuch des Schneiders keine Ahnung gehabt, nach Hause zurückkehrte und die auf dem Stuhl liegenden Unausgesprochenen erblickte, blieb sie vor Schreck gebannt stehen. Sie mußte, daß ihr Bruder deren nur ein Paar zu verwenden hatte, und konnte sich die Sache nicht anders erklären, als daß er in seiner Zerstreuung seine Hofe anzuziehen vergesse — in Unterbeinleider zur Universität gegangen sei. Eilig ergriff sie die Hofe und ging ihm dorthin nach; sie hat den Pedell, sich durch Augenschein von dem Zutreffen ihres Argwohns zu überzeugen. Der ungewohnte Eintritt des Pedells in das Auditorium blieb von dem Herrn Professor nicht unbemerkt; er fragte denselben nach der Ursache seines Erscheins, so daß diesem nichts anderes übrig blieb, als ihm ins Ohr zu flüstern, daß und weshalb seine Schwester sich im Universitätsgebäude befände. Im ersten Augenblick ganz verblüfft, richtete der zerstreute Gelehrte einen Blick auf seine unteren Extremitäten, als ob er selbst noch über deren Verrücktheit im Zweifel sei. — Der Pedell aber überbrachte der Schwester den tröstlichen Bescheid:

„Ja wohl, der Herr Professor hat seine Hofen an.“

Rangunterschiede.

Eine schlichte Bürgersfrau wird in einem Berliner Modewarengeschäft „gnädige Frau“ angeredet, und als sie gegen diese Titulatur aus Bescheidenheit protestiert, eröffnet ihr der sie bedienende Commis folgendes: „Nach Instruktion des Prinzipals wird jedes erwachsene weibliche Wesen, welches mit Hut im Lokal erscheint, „gnädige Frau“ tituliert, ohne Hut „Madame“, und diejenigen, welche ohne Kopfbedeckung kommen, werden „Frauchen“ angeredet.“

Exekution gegen Tiere.

Die Zeiten ändern sich. Heute finden wir Vereine gegen Tierquälerei; man hat die Tiere als dem Menschen befreundete Geschöpfe unter den Schutz des Gesetzes und der Humanität gestellt. Früher wurden sie nicht selten in gesetzwidriger Weise verfolgt und verurteilt. Im Jahre 1120 ercommunizierte der Bischof von Leon die Fledermäuse und Raupen, 1336 wurde auf richterliches Urteil ein Schwein an den Galgen gehängt, weil es ein Kind zerissen hatte. 1474 fündete der hochweise Magistrat von Basel einen Hahn als Hexenmeister zum Feuertode, weil er unzweifelhaft ein Ei gelegt hatte! 1499 wurde nach Ausspruch eines hochnotpeinlichen Halsgerichts zu Beauvais ein Ochse, der einen Burchen gepeicht hatte, gehängt. 1699 machte das Parlament von Auvergne den Raupen den Prozeß, citierte sie wegen Verletzung fremden Eigentums vor Gericht, gab ihnen einen Verteidiger und verurteilte sie zuletzt, sich an einen bestimmten Ort zurückzuziehen und sich daselbst vernichten zu lassen. 1454 ercommunizierte der Bischof von Lausanne die Blutegel, weil sie die Fische bluteten, welche den Gläubigen in der Fastenzeit zur Speise dienten. In der gleichen Zeit wurden in Wallis die Maitäfer in den Kirchenbann gethan. 1394 erwürgte zu Wertingen der Henker ein Schwein, weil es eine geweihte Postie gestrichen hatte.

Der Schellack und seine Anwendung.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Valentia Ball gibt in seinem kürzlich erschienenen Buche: „Jungle life in India“ einen Bericht über die Präparation des Schellacks und seinen Ursprung.

Lac, oder hindostanisch lah, wird von einem Insekt (Coccus lacca) an den Ästen und Zweigen gewisser in den Dschungeln wachsenden Bäumen ausgeschieden. Hauptsächlich sind es die Bäume Rhusum (Schleichera trijuga), Balas (Butea frondosa) und Bier (Zizyphus Jujuba). Der Lac von Rhusum wird höher geschätzt als von den anderen Bäumen. In gewissem Maße wird der sich findende Lac von den Eingeborenen gesammelt und zum Verkauf auf die Märkte und in die Bazars gebracht; wo aber ein regelmäßiger Handel mit Stodlak besteht, wird das Insekt zur Sicherung guter und reichlicher Ernten systematisch gezüchtet. Dies geschieht, indem man die kleinen mit Eiern oder Larven des Insekts bedeckten Zweige an die oben genannten Bäume bindet. Die Insektenlarven heißen technisch „Soat“. Nach dieser Ausaat breiten sich die Larven bald über die Bäume aus und scheiden rings um sich her eine harte Lackkruste aus, welche sich immer vergrößert, bis sie den ganzen Zweig umgibt. Zu geeigneter Zeit werden die Zweige abgebrochen und gehen als Stodlak durch manche Hände, bevor sie zu den Lackfabrikanten kommen, falls diese die Ernten nicht direkt durch Agenten aufkaufen lassen.

In der Fabrik gelangen die mit Lac überzogenen Zweige zunächst zwischen zwei kraftvolle Walzen, die durch eine einfache Vorrichtung sich enger oder weiter zu einander stellen lassen. Der abgequetschte Lac wird durch Siebe von den Holzpartikeln getrennt und in halb mit Wasser gefüllte große Bottiche gebracht. In diesen wird er durch männliche und weibliche Kulis, die sich an einer über ihnen befindlichen Stange festhalten, so lange mit Hacken und Zehen getrieben, bis die Flüssigkeit nach mehrfacher Abziehen klar ist. Der nun getrocknete Lac wird in große cylindrische Säcke von Baumwollenzug gefüllt, die über drei Meter lang sind, nur sechs Centimeter im Durchmesser haben und nach der Füllung wie Riesenbratwürste aussehen. Diese werden in einen Raum geschafft, in welchem sich eine Anzahl offener Holzstohlen befinden, vor deren jedem ein Oberarbeiter mit zwei Schützen beschäftigt ist. Der erstere steht mit der linken Hand ein Ende der Lackwurde, einer der Schützen das andere Ende, und beide drehen nun in entgegengesetzter Richtung. Das Rosten vor dem glühenden Kohlenfeuer bringt den Lac zum Schmelzen und das entgegengesetzte Drehen preßt ihn in Tropfen durch das Gewebe in einen untergestellten Trog.

Die Tröge sind einfach die Blätter der amerikanischen Moos (Agave americana). Sobald sich eine hinlängliche Menge geschmolzenen Lacs in einem Trog befindet, schöpft der Oberarbeiter sie mit einem hölzernen Vössel auf und schüttet sie auf einen 24 bis 30 Centimeter weiten, hölzernen Cylinders, der in seiner oberen Hälfte aus Messingblech besteht und in seiner Unterlage eine geneigte Richtung hat. Nun tritt der zweite Schütze, gewöhnlich eine Frauensperson, hinzu und breitet mit großer Geschicklichkeit mittelst eines Streifens Moosblatt die Masse gleichmäßig über den oberen Teil des Cylinders aus. Dann schneidet der Oberarbeiter mit einer Schere den oberen Teil der Lacktafel ab, die Schützen heben sie ab und schwingen sie einigemal in der Luft hin und her, bis sie völlig spröde geworden ist. Sie wird gegen das Licht gehalten und etwaige Unreinigkeiten, technisch „Sand“ genannt, mit dem Finger abgestochen. Die Tafeln werden aufeinander gelegt, und nach ihrer Anzahl wird am Ende des Tagewerks der Oberarbeiter bezahlt. Die Tafeln werden in Kisten verpackt und zerbrechen bei Druck in die bekannten Stücke. Das ist die Geschichte des Schellacks von seiner Entstehung in den Dschungeln bis zu seinem Erscheinen als Handelsware auf dem Weltmarkte.

Die bei dem oben erwähnten wiederholten Austreten in den Bottichen erhaltene dunkelrote Flüssigkeit wird durchgeseiht, um sie von fremden Stoffen zu befreien und in großen Fässern absetzen gelassen. Der Bodensatz wird, mehrmals gewaschen, wieder der Ruhe überlassen, die überstehende klare Flüssigkeit abgezogen und der Abfall bei gehöriger Konsistenz gepreßt. Er bildet nun harte, dunkelrote Kuchen, welche mit des Fabrikanten Firmenstempel versehen werden und die im Handel als „Lackdye“ bezeichnete Ware bilden. Bei Zusatz von Beizen (Mordants) gibt diese Substanz die brillianteste Schellackfarbe, welche der Cochenille in nichts nachsteht. Die vom Lac durch Waschen abgeschiedene Dye soll der Körper des Insekts sein und nicht eine besondere Ausscheidung.

In dem indischen Finanzjahre 1874 auf 1875 wurden von englisch Indien 67,701 Zentner Schellack exportiert, im nächsten Jahre 80,645, im darauffolgenden 90,230 Zentner. Vor 1875 war Kalkutta der Hauptabgabepunkt für diese Ware, andere Häfen vershifften nur geringe Mengen. In dem genannten Jahre begann englisch Birma, das bis dahin beträchtliche Quantitäten Stodlak nach Kalkutta geschickt hatte, den Export fertiger Ware mit 1241 Zentnern. Im Jahre 1875 auf 1876 wurden aus englisch Birma nur 207 Zentner Stodlak, aber 10,668 Zentner Lackdye exportiert.

Das Lackinsekt sieht der Cochenille sehr ähnlich. Es bewohnt in Indien die schon genannten, sehr verschiedenen Bäume und findet sich am häufigsten in Bengalen, den Zentralprovinzen und in einigen Gegenden von Birma. Sein Name, im Sanskrit laesha, bedeutet: Fülle, Menge; ein Lac sind 100,000 Rupien. Der von dem Baume Rhusum (Kosum) gewonnene Lac ist der Orangeschellack des Handels. Es wird angegeben, daß der rohe Stodlak dieser Pflanze sich zehn Jahre gut erhält, während andere Sorten in zwei Jahren verderben. Der Balas liefert den wohlfeilen Granatschellack.

Nach dem Ausbrüten verzehren die jungen Tiere den Körper ihrer Motten, durchbohren die diese umgebende harzige Hülle und wandern über die Baumrinde, bis sie eine Saftstelle finden, wo sie sich festbohren und bald darauf mit Harzausscheidung bedeckt sind. Die Männchen sterben nach kurzer Zeit, die Weibchen schwellen durch die Eier schnell an, wobei die Harzabsonderung stets fortdauert. Sobald die Eier reif sind, sterben

die Mitter, und ihre toten Hüllen, mit Harz überkleidet und die Zweige umschlingend, bilden den Stodlad des Handels. Der Bequemlichkeit wegen werden diese Stodlader in Stücke von fünf bis acht Centimeter zerbrochen.

Um Schellack zu pulvern, bringt Lappenstücke diesen in einen Papierbeutel mit lachförmigem Boden und füllt mit einer Steingutmörserkeule stark, aber immer in die Mitte der Masse; der sehr schlüpfrige Schellack sucht wie Wasser stets in die horizontale Ebene zu kommen. Das Pulvern geht in dieser Weise sehr schnell vor sich, wobei nicht einmal der Papierbeutel Schaden leidet.

Das Klären der Schellacklösungen hält gewöhnlich schwer, und klare Lösungen lassen sich nur bei großer Uebung und Vorsicht erhalten. Wird eine Mischung von 1 Teil Schellack mit 7 Teilen 96 procentigem Alkohol zu angemessener Temperatur erwärmt, so wird sie zwar schnell klar, aber beim Erkalten wieder trübe. Um die Lösung von dem, was „Wachs“ oder auch „Fettsäure“ genannt wird, zu befreien — diese Substanz verursacht die Trübung und ist im Schellack zu 1 bis 5 Prozent vorhanden — muß mehrmals filtrirt werden, was sehr zeitraubend ist. Velh schlägt folgende Methode vor: 1 Teil Schellack wird in 8 Teilen Alkohol gelöst und mehrere Stunden stehen gelassen. Dann wird der halben Gewichtsmenge des Schellacks Kreidepulver zugefügt und auf 75 Grad Celsius erhitzt. Der größte Teil der Lösung klärt sich schnell, und der Rest wird durch einmaliges Filtriren klar. In gleicher Weise wurden auch kohlenfreie Magnesia und schwefelsaurer Baryt angewandt, zeigten sich jedoch weniger wirksam.

Weißer Schellack, der mittelst Tierkohle gebleicht ist, ist in Alkohol löslich, der mit Chlor gebleicht löst sich darin gar nicht oder nur teilweise. Um Schellackfarnis elastischer zu machen, wird ein Zusatz von 2 bis 3 Teilen Nicinusöl auf 154 Teile Schellack empfohlen. Auf metallischen Flächen haftet dieser Farnis oft nicht; um dies zu bewirken, schlägt Morell einen Zusatz von 3 bis 5 pro Mille Boräure vor. Wässriger Schellackfarnis wird von Geißler zum Ueberziehen von Landkarten und dergleichen vorgeschlagen und bereitet aus: gesättigte Borazlösung 2 Teile, gepulverter Schellack 1 Teil, ohne Anwendung von Hitze öfters geschüttelt; nach 2 bis 3 Tagen hat sich der Schellack gelöst. Dieser Farnis soll auch eine vorzügliche Glanzstärke bilden.

Einen guten Siegelack für Einmachgefäße erhält man durch Zusammenschmelzen und Gießen in Formen: gelbes Wachs 30 Gramm, Zinnober 90 Gramm, Schellack 150 Gramm, Harz 480 Gramm.

Bei der Darstellung der Lacke ist die erste und größte Aufmerksamkeit auf die Auswahl des Harzes zu richten, welches die Grundlage des Lackes bilden soll. Diese Harze, Säfte von in den verschiedensten Weltgegenden wachsenden Bäumen, sind: Kopal, Sansibar, Accra, Sierra Leone, Manila, Damara und Sandarac. In dem Zustande, in welchem sie von den Bäumen kommen, sind sie zur Anwendung ungeeignet und müssen „gereift“ werden; dies vollbringt die Natur selbst. Das ausfließende Harz rinnt hinab in den Sand, wird von diesem bedeckt und verbleibt hier jahrelang, wenn die Bäume lange verdorrt und verschwunden sind. Nachdem die Eingeborenen aus dem Sande das Harz ausgegraben haben, wird es sorgfältig mit Schwefelsäure gereinigt, oberflächlich fortirt und exportirt. In England heißen alle oben genannten Harze „Kopal“, aber der echte Kopal ist ein Produkt Afrikas. Das beste und zu den feinsten Lacken benützte Material ist Sansibarharz, welches von der afrikanischen Küste zwischen dem Fluße Zuba und Kap Delgado gegenüber der Insel Sansibar stammt und von dieser Insel seinen Namen erhalten hat. Das Material zweiter Qualität kommt von der Westküste unter den Namen Benguela, Angola, Rongo, Loango, Accra und Sierra Leone. Die vier ersten Sorten sind fast ganz verschwunden, von den zwei letzteren sind noch Massen zu erhalten, sie stehen dem Sansibar an Güte sehr nahe und dienen zur Bereitung feiner Lacke.

Sobald die Ware nach England kommt, werden die Harzstücke zerbrochen und nach den verschiedenen Feinheitsgraden der Lacke und Firnisse auf das sorgfältigste fortirt; nun ist sie zum Schmelzen fertig. Dies erfordert einen höchst künstlichen Apparat und die angestrengteste Aufmerksamkeit, um das Anbrennen oder eine sonstige Beschädigung des Harzes zu verhüten. Der nächste Schritt ist die Darstellung des Mittels, des Behälters, mit welchem das Harz aufgetragen werden soll.

Das dazu dienende Veinöl muß von bester Qualität und klar sein. Bevor es aber mit dem geschmolzenen Harz gemischt wird, muß es gekocht, gebleicht und mit einem Trockenmittel (Siccativ) behandelt werden, zum Beispiel mit Mennige, Bleiglätte, schwefelsaurem oder boräurem Mangan, je nach der Art des darzustellenden Lackes, um ihm fixierende Eigenschaften zu geben. Mit dem so behandelten Öl wird das geschmolzene Harz gemischt und mit Terpentinöl verdünnt. Letztere Operation ist sehr gefährlich und erfordert die größte Vorsicht, damit Explosionen vermieden werden und der Lack die nötige Elastizität, Körper, Farbe und alle die Eigenschaften erhält, welche ein wirklich guter Lack haben muß.

Je mehr Öl der Lack enthält, desto dauerhafter wird er, wenn er auf große Flächen gestrichen wird, wie Bauwerke, Wagen und dergleichen, aber für kleinere Gegenstände ist ein geringerer Ölgehalt erforderlich.

Nachdem das geschmolzene Harz, das präparierte Öl und Terpentin gemischt sind, wird das Ganze durchgeseiht und zum Abgehen in Behälter abgezogen. Die Temperatur des Raumes, in welchem sich die letzteren befinden, muß während der ganzen Zeit gleichmäßig sein, weil eine Aenderung der Luft den Lack schwer klären könnte. Das Abgehen dauert je nach der Art des Lackes einige Wochen bis einige Monate, und gewisse Proben werden durch einen geübten Lackirer häufig vorgenommen, um die Feinheit und Reinheit des Lackes festzustellen. Je länger der Lack steht, desto dauerhafter, elastischer und deckkräftiger wird er, ebenso wird durch das Alter die Farbe sehr wesentlich verbessert. Auch bei der größten Sorgfalt des Fabrikanten kann der Lack gewisse Eigenschaften annehmen, die keineswegs wünschenswert sind. Eine der schlimmsten, eine wahre Teufelslei des Lackes ist, wenn derselbe nicht trocknet oder städig und wollig wird. Beim Lackiren kann die geringste atmosphärische Aenderung das Material affigiren und trübe machen. Glanz und

Klarheit können bisweilen dadurch wieder hergestellt werden, daß man nach vollständiger Trocknen des ersten Anstrichs eine zweite dünne Lackschicht aufträgt. Bei Herstellung des schwarzen japanischen Lackes für Eisen und Zinn wird verfahren wie oben angegeben, nur wird als schwarzer Farbstoff Asphalt zugelegt. Japanisches Siccativ wird ebenso dargestellt mit einer größeren Oelmenge.



Amerikanische Geistliche.

Die „Neue Freie Presse“ enthält aus der Feder von Th. H. Lange eine eingehende Schilderung des amerikanischen Kirchenwesens, welcher wir nachstehende, für unsere alte Welt zum Teil fast ungläubliche Einzelheiten entnehmen: Der Amerikaner ist fromm kirchlich, aber er ist es in seiner eigenen Manier. Er bezahlt seinen Geistlichen gut, aber sind seine Predigten langweilig, geistlos, entbehren sie der Satire und des Wises, so kündigt er ihm ganz einfach. Der Geistliche ist überall auf halbjährige, ein- höchstens zweijährige Kündigungsfrist angestellt, und beide Teile suchen sich durch Injuncta: sofort anderweitig zu versorgen. Lange schreibt: „Die amerikanischen Geistlichen wissen sich selbst anzupreisen und verschmähen keineswegs die Zeitungsreklame. In doppelspaltigen Injuncten und in redaktionellen Notizen der Sonnabendnummern pflegen sie sich und das Thema, über das sie Sonntags zu sprechen gedenken, anzukündigen. „Gäste sind erbeten und genießen freien Eintritt“, lautet gewöhnlich die Schlusszeile der verlockenden Annonce. Auch in deutsch-amerikanischen Zeitungen bürdern sich derartige Ankündigungen mehr und mehr ein. Da liest man: Pastor Franz J. Schneider, ord. Geistlicher, Nr. 91, 2. Avenue, zwischen 5. und 6. Straße, vollzieht Trauungen, Taufen in und außer dem Hause.“ Oder: Billig, billig, billig ist Pastor Walter bei allen Ceremonien. Man spreche vor und überzeuge sich: Delancey-Street n. c.“ Fast noch mehr als Sänger und Künstler sind die amerikanischen Geistlichen von der Kunst und dem Wohlwollen der Presse abhängig. Nimmt man an einem Montag in New-York den „Herald“ oder in Philadelphia den „Public Ledger“ zur Hand, so sind ganze Spalten dieser hervorragenden Organe der Tagespresse mit Rezensionen über die Sonntagstathgebanten Predigten angefüllt, eine fast durch ganz Amerika verbreitete Sitte, die in vielen deutschen Kreisen nicht sonderlich sympathisch berühren dürfte, an der aber der Yankee nicht das geringste auszuweisen findet. Das Amt eines Geistlichen ist eben in Amerika ein Geschäft wie jedes andere, und ein sogenannter geistlicher Stand wie hier bei uns ist schon der zahlreichen Selten wegen unbekannt. Heute Lehrer oder Redakteur, das nächste Jahr Kaufmann, fünf Jahre später Prediger, das ist nicht selten die Karriere, die der einzelne durchläuft. Darum ist auch die Vorbildung der amerikanischen protestantischen Geistlichen eine so verschiedene. Der eine war wohl früher in der alten Heimat, in England oder Deutschland, Theologe, der andere genos vielleicht in einem amerikanischen College und Priesterseminar eine wissenschaftliche Erziehung, aber vielen Geistlichen, besonders denen im Westen, geht die akademische Schulung völlig ab. Das schließt natürlich nicht aus, daß auf der andern Seite auch Geistliche angestellt sind, die mit der vollen Bildung unserer Zeit bewaffnet, als Philosophen, Historiker und Sprachforscher im besten Leumund stehen. Wir werden nunmehr mit der Elite der amerikanischen Prediger bekannt gemacht. Talmage, John Hall, Beecher ziehen an uns vorüber. Beecher ist zwar der Held des Stambalprozesses von 1875, aber diese bedenkliche Affäre hat ihm in den Augen seiner Gemeinde nicht geschadet. Die Kosten (über 100,000 Mark) zahlten seine Gläubigen gern, und seine Kirche in Brooklyn ist stets gefüllt. Beecher begeistert die Brooklyn-Millionäre, welche mit Vorliebe seinen Predigten lauschen, zu den großmüthigsten Spenden. Er ist aber auch derjenige, über dessen rednerische Kraft und Leistungen die Montag- und Dienstagblätter regelmäßig spaltenlange und rührende Rezensionen wie über das Auftreten der geachteten Primadonna bringen. Ein Regent regnete aus, daß über 200 Millionen Dollars einer Predigt Beechers beigemohnt hätten. Das ist die Schätzung des mutmaßlichen Vermögens der Zuhörer und echt amerikanisch, wie die ganzen geschilderten Verhältnisse.“

Heimat der Alpenrose.

Gewöhnlich werden natürlich unsere Alpen für die Heimat der Alpenrose gehalten. Man betrachte nur den Alpenrosenstrauch mit seinem immergrünen Laube, mit seiner Holze, zwischen der Oleander- und Myrtenform sich bewegenden Erscheinung und mit seinen auffallenden Blumentronen etwas genauer — und man wird sich sagen müssen, daß die ganze Physiognomie dieser Pflanze den übrigen Alpenpflanzen — auch den verwandten Arten — gegenüber etwas Fremdartiges, Exotisches an sich trägt. Und in der That haben wir die eigentliche Heimat der Alpenrose nicht in unseren Alpen, sondern in dem fernen Asien, im Hochwalde des himmelanstrebenden Himalayagebirges zu suchen. Dort finden wir ihre Verwandten in mächtigster Entfaltung des Stammes und der Krone bis zur Höhe der Fichte und zur Pracht der Lärche in Dufenden von Arten verbreitet. Die Alpenrosen bilden am Himalaya vielfach ganze Waldbestände, bedecken alle hervorragenden Punkte und ganze Berggehänge mit einem tiefgrünen Teppich, der wahrhaft verschwenderisch mit prachtvoll schillernden Blüthenfarben geziert ist. Von dieser heimatlichen Stätte breiten sich dann verschiedene Arten nach Hinterindien, nach den Sundainseln, nach China und Japan aus. Auch der

Kaufmann und der Libanon haben Einwanderung an Alpenrosen schon in grauer Vorzeit bekommen und zweifellos sind auch die Urahnen der beiden in unseren Alpen heimischen Arten demselben Schöpfungsherd am Himalaya entsproßt. Ob Gibraltar, an der Südspitze Spaniens, wie auch auf der Sierra Morena begegnen wir denjenigen Vorposten, welche unstrittig unseren Alpen die willkommenen Cinquartierung der südlichen Gaste sandten. Und daß unsere Alpenrosen sich noch nicht völlig mit dem Klima ihrer jetzigen Heimat ausgesöhnt haben, geht daraus hervor, daß sie selbst in nicht bedeutenden Höhenlagen bei strenger Winterkälte hin und wieder erfrieren.



Aus allen Gebieten.

Das Gift vom Biß toller Hunde.

gerichtet man nach einer Mitteilung des Grafen von der Rede-Volmerstein zu Louisdorf i. Schl. mit Aethyl, welches man in verschlossenen Flaschen lange aufbewahren kann. Es dringt in die kleinsten und tiefsten Bishunden und soll dadurch, innerhalb dreißig Minuten nach der Verwundung angewandt, jede Gefahr beseitigen. Gegen die Folgen des Bisses toller Hunde ist ebenso folgende Mitteilung höchst beachtenswert: Zuweilen sowohl bei strenger Kälte als bei und nach lang andauernder Hitze erscheinen vorwiegend tolle Hunde, und dann ist es wohl höchst wichtig, ein Mittel zu kennen, das überall leicht und fast kostenlos angewendet werden kann und seinen glänzigen Erfolg nie versagt. Es ist dies ein Schweißbad. In Städten, wo sich eine Dampf-badeeinrichtung befindet, nimmt der Gefäßene ein Dampfbad, wird nach demselben in eine wolle Decke eingehüllt, um hier so lange nachzuschwimmen, bis der Schweiß von selbst aufhört, wo dann ein tüchtiges Trockenreiben die Kur vollendet. Auf dem Lande wird der Gefäßene völlig entkleidet, auf einen Stuhl mit durchbrochenem Siebe, oder in Ermangelung dessen so zwischen zwei Stühle gesetzt, daß er an jeder Seite fest aufliegt und mit einem oder zwei Bettlähern, die um den Hals festgemacht werden, so überdeckt, daß die Lücken der Patienten vollständig luftdicht umgeben und ringsum auf dem Fußboden aufliegen. Wenn so der Sitzende von der äußeren Luft völlig abgesperrt ist, dann wird eine Schale mit 1/4 Liter brennendem Spiritus, gerade unter den Sitz des Kranken gehoben, einen so reichlich fließenden Schweiß erzeugen, daß der Fußboden davon naß wird, wo dann, wie oben angegeben, durch Einwickeln und Abreiben die Kur beschloßen wird. Am Tage des Gebissens angewendet, genügt ein Schweißbad, sind aber schon mehrere Tage nach dem Biß zu verlaufen, dann würde die Schweißkur an zwei folgenden Tagen zu wiederholen sein. Selbst Wochen nach dem Biß, wo schon Fieberhauer den Patienten durchdringt, wird das Schweißbad, richtig angewendet, sich als sicheres Rettungsmittel bewähren. Wie beim tollen Hundebiß wird es auch beim Biß giftiger Schlangen angewendet.

Ein Licht die ganze Nacht hindurch brennend zu erhalten.

Wünscht man zum Beispiel bei eingetretener Krankheit oder in Kinderstuden matts Licht, so kann man dies ohne weiteres mit jeder beliebigen Kerze ermöglichen. Man braucht nur so viel feingepulverten Kochsalz um den Docht herumzulegen, daß es bis an den schwarzen Teil des Dochtes reicht. Das Licht brennt sodann nur mit schwacher, gleichmäßiger Flamme und so langsam ab, daß ein kleines Stück der Kerze für die ganze Nacht hinreicht. — Petroleumlampen tief herabgeschraubt brennen zu lassen, ist für Gesunde und Kranke gefährlich, weil dann der Docht fortwährend raucht und das Zimmer mit schädlichen Gasen erfüllt.

Rezepte.

Flecken auf Marmorplatten zu reinigen. Fett- und andere Flecken herauszubringen, rührt man gleiche Teile von gelöschtem Kalk mit gutem Thon und Wasser zu einem Brei an, trägt denselben mittelst eines Pinsels gleichmäßig auf und läßt ihn ein bis zwei Tage lang darauf liegen. Ist der Ueberzug trocken geworden, so befreit man ihn zeitweise mit Wasser, um ihn feucht zu halten. Zuletzt läßt man den Ueberzug ganz trocken werden, reibt ihn mit einem Lappen ab und polirt nach. Ist der Marmor durch sauren Wein stumpf geworden, so polirt man zuerst mit Zinnasche vor, dann mit Kreide nach.

Biolette Anilinfarbpintur. 10,0 Methyloleat 3 B +, 30,0 Zucker, 5,0 Oxalsäure löst man durch Erwärmen in 950,0 destilliertem Wasser, das man auflöst und wieder erkalten läßt. Die Tinte schreibt gut und gibt gute Kopien.

Reinigung von Lampenglocken. Um Lampenglocken von den sie häufig verunzierenden Oelflecken zu reinigen und ihnen das schöne matte Aussehen des polirten Glases wieder zu geben, gießt man nach V. Wahlburgs Vorschlag zwei Löffel einer leicht erwärmten Auflösung von Pottasche in die Glocke, befeuchtet damit die ganze Oberfläche und reibt die Flecken mit einem feinen leinenen Lappchen, spült hierauf die Glocke mit reinem Wasser nach und trocknet sie sorgfältig mit einem feinen weichen Tuche ab.

Bilderrätsel.



Auflösung des Scherzrebus Seite 393:

Einem, der die Ohren hängen läßt.

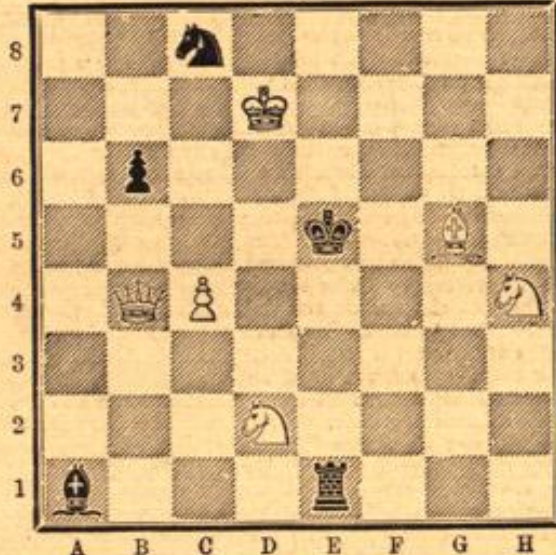
Schach.

(Mittelt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 9.

Von W. Gleditsch.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 7 Seite 320:

- 1) E. F 6 - D 7. 1) R. G 6 - F 5.
 2) E. D 7 - F 8. 2) Beliebig.
 3) G 2 - G 4 Matt.
- A.
 1) E. D 7 - F 8. 1) R. G 6 - H 5.
 2) G 2 - G 4 Matt. 2) Beliebig.
- B.
 1) R. H 3 - G 4. 1) E. C 7 - D 7.
 2) F 4 - F 5 Matt. 2) Beliebig.
- (Auf 1) . . . 1) anders; 2) E. D 7 - F 8 + und 3) G 2 - G 4 Matt.)

Arithmogriph.

Von einer Leserin der Illustrierten Welt im fernem Mexiko — Amalia Wäh — erhielten wir folgendes Rätsel eingeschickt, das die lebenswürdige Sennocita ihren deutschen Schwestern als Ruh zum Ansehen aufgibt.

5. 15. 6. 7. 4. 6. 2. Ein spanischer Heldent.
 16. 14. 6. 8. 7. 20. 3. 15. Ein Landstrich in Deutschland.
 8. 7. 7. 2. 10. 16. 15. 13. 1. Eine Hauptstadt in Europa.
 6. 19. 19. 9. Ein weiblicher Vorname.
 11. 8. 6. 10. Eine einnehmende Persönlichkeit.
 16. 3. 10. 10. 8. Ein Geschlechts.
 8. 12. 12. 8. 7. 18. 8. 2. Ein Staat in Nordamerika.
 13. 14. 3. 16. 6. 7. 4. 6. Ein bedeutender Ruffenkuß.
 14. 6. 12. 20. 18. 12. 3. 7. 11. Eine englische Insel.
 17. 8. 18. 12. 8. 7. 6. Ein Instrument.
 18. 6. 2. 4. 6. 16. 16. 6. 8. 12. 14. Ein Reich in Europa.
 7. 6. 16. 3. 13. Eine ehemalige Hauptstadt eines Herzogtums in Frankreich.
 2. 4. 16. 18. 19. 10. 18. 12. 8. Eine der liparischen Inseln.
 13. 14. 3. 12. 13. 6. 11. 18. 7. Ein Mineral.
 14. 3. 15. 2. 2. 3. Eine Landschaft im mittleren Sudan.
 8. 1. 18. 2. 3. 6. 11. 6. 16. Eine geometrische Figur.
 12. 15. 6. 10. 6. 13. 1. Eine deutsche Stadt.
 12. 18. 8. 16. 6. Ein Fluß in Frankreich.
 6. 10. 18. 12. 8. Eine Figur aus Don Carlos.
 16. 3. 8. 19. 15. 7. 11. Ein untergeordneter Schauspieler.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines deutschen Dichters; die Endbuchstaben, von unten nach oben, den Namen eines seiner Gedichte.

Auflösung des magischen Quadrats Seite 393:

| | | | |
|---|---|---|---|
| i | r | i | s |
| r | i | g | a |
| i | g | e | l |
| s | a | l | m |

Rösselsprung.

| | | | | | | | |
|-------|-------|--------|--------|--------|------|--------|--------|
| be- | nom | mir | doch | hand | mir | g-ist | mir |
| ernb | düßf' | tend | glüd | nur | auf | sein | vor |
| fei- | mur | trans- | die | hand | dend | in | mein |
| ich | noch | er- | einfst | als | sein | wie | fruch- |
| bou'n | an | denkt | er | schel- | wie | so | ging's |
| ge- | froh | er | senkt | ge- | gäß' | tes | her- |
| mich | ver- | au- | ich | schein | in | shan'a | denn |
| sein | düßf' | wollt' | mich | ge | sein | nen- | ang' |

In der gleichzeitig mit diesem Hefte zur Ausgabe gelangten Nummer 23 unserer

„Deutschen Romanbibliothek“

beginnt ein neuer hochinteressanter Roman:

Anonym.

Von L. Baidheim.

Die bis jetzt erschienenen Nummern dieses Jahrgangs enthalten schon folgende Original-Romane:

„Camilla“ von Ernst Eckstein.

„Der Weg zum Glück“ . von Robert Gyr.

„Im Gann der Irredenta“ von O. Meding-Samarow.

„Der älteste Sohn“ . . . von Moritz von Reichenbach.

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ (Preis in Wochen-Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14-tägigen Hefen 35 Pfennig das Heft) kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Bezugsquelle, von welcher man die „Illustrierte Welt“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum Subscriptionspreise nachgeliefert.

Die „Deutsche Romanbibliothek“ erscheint auf vielseitigen Wunsch nunmehr auch in einer eleganten „Salon-Ausgabe“ — jährlich 26 Halbbände von je 10—11 Bogen in handlichem, gefälligem Buchformat in gediegener Ausstattung zu dem außerordentlich billigen Preise von 40 Pfg. pro Halbband — welche den Vorteil bietet, daß jeder Roman, sobald er vollständig erschienen, sofort für sich eingebunden werden kann, da jedes komplette Werk auch apart paginiert ist.

Der Jahrgang dieser Salon-Ausgabe läuft von Januar zu Januar. Der erste Halbband des zweiten Jahrgangs (1889) ist in allen Buchhandlungen zur Einsicht erhältlich.

Wir laden alle Abonnenten von „Illustrierte Welt“ zum Abonnement auf unsere „Deutsche Romanbibliothek“ als überaus billiges und äußerst gediegenes Ergänzungs-Journal freundlichst ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. R. R. in Berlin. 1) Vielleicht eignen sich die in Berlin erscheinenden „Industrieblätter“ für Ihren Zweck. 2) Scheint auf Blutmangel zu beruhen.

„Gut Heil“ in Götterbach. Bei W. Reinhardt oder Paul Stoh, kunstgewerbliche Werkstatt; rote Hörner bei L. Reibinger, sämtlich in Stuttgart.

Abonnent in Br. Fragen Sie in der Russkafienhandlung von Bote & Bod in Berlin an.

Hrn. J. W. . . . in D. Ihr Wunsch soll in Erwägung gezogen werden.

Abonnent in Moskau. Leuchtende Gipsfiguren, vom Apotheker angefertigt.

Hrn. G. Weimer in Koblenz. 5 Teile Salicylsäure und 10 Teile Reismehl gut gemischt.

Abonnentin in Chicago. Das echte Rosenöl ist gewaltig ausgiebig, mit einem Tropfen können Sie zehn Liter der Flüssigkeit noch hinreichend parfümieren.

Hrn. Emmy Grau in Ulm. Wenden Sie sich an Dr. Zöllin, Genua, Via Garibaldi.

H. S. B. in Kreuznach. Mechanische Verunreinigungen des Rußöls können durch Filtration entfernt werden. Finden die Auscheidungen statt, respektive wurde das Öl trübe infolge Zersetzung, so ist dasselbe dadurch überhaupt unbrauchbar geworden.

H. S. Dünner in Kraggeroe (Norwegen). Glascheiben können mittelst eines Diamantgriffels durchbohrt werden, wozu indes einiges Geschick gehört. Glas wird leicht von Fluorwasserstoffsäure oder Flußsäure gelöst, welche durch jede Handlung chemischer Präparate bezogen werden kann. Da diese Säure außerordentlich ätzend wirkt und schmerzhafteste Wunden erzeugt, so ist mit derselben vorsichtig zu operieren.

Hrn. G. Kürzel in Mannheim. Ohne ein Gramen der Reife — Naturkräfte oder Abstrichentengenen — abgelegt zu haben, können Sie auf keiner deutschen Universität promovieren und demnach auch nicht Doktor an solcher werden.

Frau Mathilde Geißler in Dahrenth. Sie irren sich, man kann sich von alleiniger Milchnahrung wohl am Leben erhalten, jedoch eine richtige ausreichende Ernährung ist für erwachsene Menschen bei normaler geistiger und körperlicher Tätigkeit nicht.

Hrn. Bruno R. in St. Bon den genannten älteren Jahrgängen unseres Journals ist nur der Jahrgang 1863 noch zu haben. Er kostet gebunden für Sie nur 4 Mark (ermäßigter Preis).

Hrn. G. Krämer in New-York. Für dergleichen grobe Eisenwaren eignet sich Samirgelpapier ganz gut — näher einblen.

Richtige Lösungen von Rätseln, Rebus, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Hrn. Bertha Thudium, Wien; Auguste Antonius, Schäßburg (Schäß, aber zu leicht); Luise Frigier, Reg.; H. Krausnid, Stettin; Wilhelmine Palau, Posen; Rosa Frididen, Ropendagen; Frau Anna Stoll, Lehenburg; Amalie Ganz, Zürich; Hrn. W. Rupp, Bilm; A. Heller, Innsbruck; J. Replau, Lehen; A. Strider, Ralt; F. Conrad, Solingen; W. Ransch, New-York; J. Krallier, Prag; J. Wagner, Danborn; O. Gratum, Benschau; G. Koller, München; L. Graul, Barb; G. Holle, Potsdam; F. Wittgen, Straßburg.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

L. R. in St. Mit der Jüthypolise geht es eben wie mit anderen Mitteln auch, in manchen Fällen hilft sie, in manchen nicht, und so lange man kein sichereres hat (und es gibt leider noch kein solches), muß man sich mit dem behelfen, was man hat. Die Jüthypolise ist zudem von bedeutenden Spezialärzten für Hautkrankheiten gerade für rote Nasen sehr empfohlen; so absolut untauglich scheint sie demnach doch nicht zu sein. Es scheint sich gerade so zu verhalten wie das kummerfeldische Wasser bei Wittern, welches auch in einzelnen Fällen im Stiche läßt. Eine Haut ist eben nicht wie die andere. Dr. Sch.

Anfragen.*

15) Wie kann man einen Zementstift, der zwei Treppenhäfen verbindet, erweichen? Abonnent in Ornontowich.

Antworten.

Auf 11): Es wird Pappe und dergleichen, welche zur Herstellung von geometrischen Figuren oder auch zu Globen verwendet werden soll, nach dem Formen mit Rad überzogen. Man benützt Dammarlack oder andere durchsichtige Lacke, mit denen man ein oder zweimal bestreicht, bis ein durchsichtiger Ueberzug entstanden ist.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von seinen unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
 Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Belletristische Novitäten

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Esobert ist erschienen:

Gesammelte Werke

von

Alfred Graf Adelman.

Erster Band.

Jahrb. Biographie und gesammelte Aufsätze.

Mit Porträt des Dichters.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Ueber alle Gewalten.

Zwei Romane

von

Anton von Perfall.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

In zweiter Auflage ist soeben erschienen:

Onkel Hermann.

Novelle

von

Emile Erhard.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Insertions-Gebühren
für die
fünfspaltige Nonpareille-
Zeile
1 M. Reichsmährung.
S., Hamburg, Köln a. Rh.,
Münch., Wien, Zürich.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Ueberall zu haben ist:



LIEBIG Company's
Fleisch-Extract
Nur echt wenn jeder Topf den Namenszug *Liebig* in **BLAUER FARBE** trägt.

Apoth. Rich. Brandt's
Schweizerpillen

Seit 10 Jahren von Professoren, prakt. Ärzten und dem Publikum als billiges, angenehmes, sicheres u. unschädliches Haus- u. Heilmittel angewandt und empfohlen. Erprobt von:

| | | |
|---|---|--|
| Prof. Dr. R. Virchow,
Berlin,
von Giehl,
München (f),
Reclam,
Leipzig (f),
v. Jussbaum,
München,
Hertz,
Amsterdam,
v. Korczynski,
Krakau,
Brandt,
Klausenburg, |  | Prof. Dr. v. Ferriehs,
Berlin (f),
v. Scanzoni,
Würzburg,
C. Witt,
Kopenhagen,
Ldekauer,
St. Petersburg,
Dr. Soederström,
Kasan,
Lamb,
Warschau,
Forster,
Birmingham, |
|---|---|--|

bei Störungen in den Unterleibsorganen, Leberleiden, Hämorrhoidalbeschwerden, tragem Stuhlgang, habitueller Stuhlverhaltung und daraus resultierenden Beschwerden, wie: Kopfschmerzen, Schwindel, Beklemmung, Atemnot, Appetitlosigkeit u. Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen sind wegen ihrer milden Wirkung von Frauen gern genommen und den scharf wirkenden Salzen, Bitterwässern, Tropfen, Mixturen u. vorzuziehen.

Zum Schutze des kausenden Publikums
Sei noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß sich Schweizerpillen mit täuschend ähnlicher Verpackung im Verkehr befinden. Man überzeuge sich stets beim Einkauf durch Abnahme der um die Schachtel gemalten Gebrauchsanweisung, daß die Etikette die obenstehende Abbildung ein wirkliches Kreuz in rotem Felde und den Namenszug Rich. Brandt trägt. Auch sei noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen, welche in der Apotheke erhältlich sind, nur in Schachteln zu 1 (eine kleinere Schachtel) verkauft werden. — Die Gebrauchsanweisung befindet sich auf jeder Schachtel angegeben.

Zur Gedächtnisfeier für Kaiser Wilhelm I. empfohlen!
Einzige authentische Kaiser Wilhelm-Biographie.

Sorben ist erschienen eine neue Auflage unserer Kaiser-Biographie unter dem Titel:

Ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms I.

Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.
Ein Menschen- und Heldenbild unseres unvergesslichen Kaisers Wilhelm I.
von Oskar Meding.
Mit dem Supplement:
Willensmeinungen, Aenderungen und Einschaltungen
S. M. des Kaisers und Königs Wilhelm I. zu Allerhöchstdessen Lebensbild.
Erinnerungsgabe für das deutsche Volk
mit Illustrationen nach den von des hochsel. Kaisers und Königs Majestät Allerhöchstdiät zur Benützung verfallenen Aquarillen.
Unter Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers u. Königs Wilhelm II. herausgegeben von Carl Haubberger.
Nebst Illustrationen aus den letzten Lebensjahren des hochsel. Kaisers.
25 Bogen hoch Quart. Preis elegant gebunden 3 Mark; in feinem Original-Einband 4 Mark.
Das Werk trägt jetzt auch äußerlich das Siegel der historischen Wahrheit in der allen seinen Teilen gewordenen beifälligen Zustimmung Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs Wilhelm I. und bildet die einzige authentische Kaiser Wilhelm-Biographie!
Es dürfte kaum ein ähnliches Gattum in der Geschichte zu finden, daß einer der größten Monarchen der Welt an seiner Lebensgeschichte, die der Nachwelt hinterlassen werden soll, in der Weise eingehend mitabete, wie Kaiser Wilhelm bei diesem Werke es gethan. Er verfolgte die Arbeit mit gütiger Teilnahme bis in die Einzelheiten und gewährte derselben seine volle Billigung und Anerkennung. „Das Werk ist in unserem Buche war sein eigen“, dürfte deshalb das Schlußwort lauten: „Der Kaiser Wilh. hat auf unsere Arbeit geruht und ihm eigener Geist durchdringt und erfüllt dieses Buch seines Lebens.“ — Unser Kaiserbuch wird dadurch ein weltgeschichtliches Dokument, eine Geschichtsquelle ersten Ranges für alle Zeiten.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutsche Verlags-Anstalt.**
Herren-Kleider-stoffe in Buckskin, Kammgarn, Tuch etc. **Vorteilhafteste Bezugsquelle für Private.** Abg. jed. Meterzahl. Muster frei. **Carl Haussig, Cottbus.**
Spezialarzt Dr. med. Meyer
Berlin, Leipzigerstraße 91.
heilt kreblich alle Arten Frauen- und Hautkrankheiten. Recurrenzwunde, selbst in den hartnäckigsten Fällen mit bestem Erfolge.

Auflage 552,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem in mehreren Sprachen in zwölf fremden Sprachen.



Die Modewelt.
Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 — 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten- und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche u. wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfang.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Griffen u.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38; Wien I., Döbnerstraße 2.

Etabliert **Julius Gertig**, 1843.
Fonds- u. Lotteriegeschäft, Badeanstalt, 2 Branereien, grüster Volksgarten, Hamburg, Casper Hamb. Platz.
Kassensatz der Hamb. Börse seit 1843.
Devise: „Und wiederum hat man bei Gertig Glück.“ — Prospekt gratis und franko. Gewinnzahlung in bar, nicht in Losen! — keine Bauspekulation. Gewinnersatz 1888 und 1889 brillant! — Correspondenz: Englisch, Französisch, Dänisch, Schwedisch.

Versuch bestens empfohlen.
B. Hipauf, Breslau.
Versand von 4 Mark an.
ausreife Bienenkörbe
aus reinem Mandelholz
mit Vanille- oder Nuss-Geschmack
und beweglichen Bienen darin
Wochenlang frisch u. wohlriechend
Versand von 4 Mark an.
einschließlich Porto u. Verpackung
B. Hipauf, Breslau.
Spezialität: Bienenkörbe

Ersparnisse
machen diejenigen Damen, welche vor Beginn größerer Arbeiten Muster meiner Spezialitäten: Strickwollen, Rock- u. Decken-Wollen, aus engl. Kammgarn, Zephyr u. Kameelhaar, meine absolut echtfarbigen Baumwollgarne Häkelgarne mit genau pass. Kongressstoff „Hoffmanns Goldstich“ u. s. w. verlangen. Tausende intelligenter Hausfrauen rühmen die gebotene Auswahl, die Solidität und Billigkeit meiner Erzeugnisse.
Paul Hoffmann, Ruhrort a/Rh.

CACAO-VERO.
entölt, leicht löslicher Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) unübertroffen Cacao.
Preis pro 1/2 1/4 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Rheinwein.
Gegen Einkundung von M. 30 versende mit 1/2 ab hier 50 Liter selbstgefilterten guten und leicht verdaulichen für abgelagerten Rheinwein, dessen absolute Reinheit ich garantiere.
Friedrich Lederhos, Ober-lagelheim a/Rhein.

Enthaarung.
Mundellus'sches Deerinatorium.
Unschädlich. Mittel, um die so verunsichernden Arm- und Gesichtshaare bei Damen spurlos schnell u. ganz schmerzlos zu entfernen. Fl. 3. & Apoth. Mundellus, Berlin, Lissenerstr. 19.

Bewährtestes Mittel gegen Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten u. A.
(Dosis für Erwachsene 1—2 Gramm)
ist Dr. Knorr's Antipyrin
zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin“. Jede Original-Büchse trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ in rotem Druck.

Universal-Magenpulver
von **P. J. W. Barella** in Berlin, Friedrichstr. 234,
ein seit Jahren vielfach erprobtes Heilmittel, erzielt außerordentliche Erfolge selbst gegen sehr veraltete Magenleiden und befeitigt vom ersten Tage an alle Schmerzen und Beschwerden.

Sehr zahlreiche Anerkennungsbriefe bezeugen dies. P. J. W. Barella. Es drängt mich, einen Akt der Dankbarkeit zu erfüllen und Ihnen von dem erzielten Heilerfolg durch Ihr Magenpulver Mitteilung zu machen. Ich habe Jahre lang an Magenschmerzen gelitten und bei vielen Ärzten und im Bade fruchtlos Hilfe gesucht. Jetzt wurde Magenverengung und später, als ich gar keine Nahrung mehr verdauen und alles erbrach, Stenose des Pylorus als Ursache meines Leidens bezeichnet und selbst von operativen Eingriffen gesprochen. Ich hätte lebendig Hungers Tode zu Grunde gehen müssen und sah diesem Ende auch schon resigniert entgegen. Zufällig wurde mir Ihr Magenpulver empfohlen, welches ich, ohne Vertrauen nur auf fremdes Zureden, nahm. Die Wirkung war wunderbar. Das Verdrucken hörte sofort auf, ich konnte wieder essen, und alle Schmerzen waren wie abgesehen. Seit 2 1/2 Jahren nehme ich Ihr Pulver fort und befinde mich sehr wohl dabei. Ich danke Ihnen und Ihrem Magenpulver im wahren Sinne des Wortes mein Leben.
Dr. J. Antikfeldt, Rostock.
Wohin ich auch bin, habe ich mich von der angepriesenen Wirkung Ihres Magenpulvers überzeugt. Wäre dies herrliche Mittel doch überall bekannt, wie viele leidende Menschen würden denn von ihren heftigen Schmerzen befreit werden!
Dr. J. Antikfeldt, Rostock.
Vierdsdorf b. Bielefeld. Ihr Magenpulver wird immer größer, und in gleichem Maße mehr sich der Dank, den man Ihnen bringt, und den ich Ihnen hiermit übermittele. Es ist mir wirklich noch keiner begegnet, der nicht durch Ihr Pulver von seinen Leiden geheilt worden wäre, oder dem es zum wenigsten nicht unendlich wohlgefallen hätte. Denken Sie, Herr, Jülichau. Bitte, mir möglichst bald eine weitere Auflage von Ihrem Magenpulver zu übersenden, das mit und denen, die es gebraucht, sehr gut gefallen hat. Graf Nitzsch, Oberl. Offizier. Die 12 Schachteln Ihres Magenpulvers, welche Sie mir vor einigen Monaten sandten, habe ich successiv bei einzelnen Patienten in Anwendung gebracht. Ich muß gestehen, daß ich demselben immer mehr mein Vertrauen zuwenden.
Dr. med. B. Wagner, Sanitätsrat.
Lügde. Da mehrere meiner Patienten des Vobes voll sind über die Wirkung Ihres Universal-Magenpulvers u. s. w.
Dr. med. Krause, Sanitätsrat.
Magdeburg. Da ich Ihr Magenpulver auch selbst schon seit Jahren zu nehmen gewohnt bin u. s. w.
Dr. med. Reim, Sanitätsrat.
Altona. Erlebe die Wohlgehorhen höchlich, mir nächsten fernere 6 Schachteln à 1 M. 50 senden zu wollen. Bekannt gut.
Dr. med. B. Hansen.
Helmstedt. Die Beobachtungen, welche ich bei Verordnung Ihres Magenpulvers gegen Magenleiden in der Privatpraxis wie im Spital gemacht habe, veranlassen mich, damit fortzufahren, und werde ich deshalb daselbst noch fernere anwenden u. s. w.
Dr. med. Höring, Spital- und Oberamtsarzt, Medizinalrat.

Um jedem Zweifel zu begegnen, werden Versuchsportionen gratis versandt, wofür bei Empfang nur das Porto zu bezahlen ist.
In Schachteln zu M. 1.50 und M. 2.50.

In kurzer Zeit eine gediegene **Fachbildung** und hierdurch angenehme lohnende Stellung.
Buchführung, Correspondenz, Rechnen, Conto- und Schönschrift.
*) Prospekt, die alles Nähere enthalten, stoben gratis und franco zu Diensten. **F. Simon, Abtheilung für brieflichen Unterricht, Berlin S. W. 48.**

Bauber-Apparate für Priv. u. öffentl. Verhältnisse.
Preisbuch gr. 16.
Witt. Verlag, Magdeburg, Jenastr. 7.
Wir warnen vor gefährlichen Imitationen unserer
Breolin
Unerreicht zur Heilung und Verhütung ansteckender Krankheiten.
Man fordere nur plombierte Gefäße und Packungen von
William Pearson & Co., Hamburg.

Dr. BOWENHAGEN'S
Berlin C. August-Str. 10.
Maschinenbau-Unternehmen
Anstalt.
Für Hämorrhoidal-Leidende und Damen: Gelbweisse-Öl, nachweislich medizinspendend, äußerlich sehr empfohlen. Dose 1.20 und 1.40. Gürtel 40 Pf., bei 10 Dose 25 Pf. Rabatt.
Emil Schäfer, Verbandschloßstr., Chemnitz.

Soweit der Vorrat reicht, sendet
W. Veth, Gandersheim,
an Private für 3.00 M. fr. ein Postkistchen von reinen rühmlichst bekannten **Delikatesskäsen.**
Nichtconvenientes wird zurückgenommen.

UNIVERSAL-METALL-PUTZ-POMADE
Mit wenig Aufwand auf weichen Lappen wird der Gegenstand fast abgerieben durch Abwischen mit einem trockenen Lappen nachgerieben.
Goldene Medaille Boston 1873

Anerkannt bestes Putzmittel der Welt. Man achte genau auf Firma und Schutzmarke!

Uhren-Fabrik
E. Haumann,
Leipzig, Rönigkplatz 6.
best. franco h. nach. Einl. d. Ruffe
H. Ruffe, Regulateur mit
Schlagwerk.
Nr. 1. 25. —
Nr. 2. 21. —
Preis-Courant gratis.

Postk. enth. 4 Flaschen
franko geg. 5 M. in anerkannter, langerprober Gatte die Liqueurfabrik v. **Heinr. Kauenhagen**, Königsberg i. Pr. Etabliert 1787.

Pain-Expeller
Das zuverlässigste Mittel gegen Gicht, Rheumatismus, Migräne, Neuralgie, Zahnschmerzen u. s. w. ist nachweislich: **Richter's Unter-Pain-Expeller.** Preis 50 Pf. und 1 M. Vorrätig in den meisten Apotheken. Nur echt mit Aufz. **H. Richter & Cie., Krefeld.**